

GEOthema 02

DIE BESTEN FOTOREPORTAGEN AUS GEO



So wächst der Mensch auf

Zwölf Geschichten
über die Kindheit

Geburt
Spielen
Schule
Fantasie
Liebe
Reichtum
Armut
Pubertät
und mehr



ISBN 978-3-652-00143-4

4 198246 810005 02

Es gibt viele Gründe, GEO frei Haus zu lesen!

Zwei davon: Sie erhalten 5% Ersparnis auf jede Ausgabe und ein Geschenk Ihrer Wahl dazu.



GEOABOWELT

Die Welt mit anderen Augen sehen!

Erleben Sie jeden Monat hohe journalistische Qualität, ausführliche Reportagen sowie großartige Bildstrecken und genießen Sie attraktive Abonnenten-Vorteile:

1 Nach-Hause-Service!
Garantiert keine Ausgabe verpassen.

4 Dankeschön gratis!
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.

2 Dauerhafte Ersparnis!
12x im Jahr 5% sparen und portofreie Lieferung.

5 Mitglied bei GEO&More!
Gratis-Zugang zu tollen Vorteilen unter: www.geo.de/geoandmore

3 Jederzeit kündbar!
Vorauszahlungen werden zurückerstattet.

GRATIS
zur Wahl!



1. Umhängetasche „Nature“

Robuster Wegbegleiter:

- mit vielen Fächern
- aus Baumwolle
- Maße: ca. 26 x 32 x 11 cm

2. Radio „Classic“

Ein echtes Hör- und Seherlebnis:

- in brauner Holzoptik
- überzeugender Klang
- Maße: ca. 22,5 x 15,5 x 13 cm



3. Asia-Messerset

Fernöstliche Qualität für jede Küche:

- Sushi-, Koch- und Gemüsemesser
- Edelstahlklingen mit Holzgriff
- ergonomisch geformt

GEOBESTELLEN

Online mit weiteren Geschenken und Angeboten:

www.geo.de/abo

Per Telefon: (Bitte geben Sie folgende Bestell-Nr. an – Festabo: 887 915, Geschenkabo: 887 916)

01805/861 80 03*

Abonnenten-Service Österreich und Schweiz: +49 1805/861 80 03

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Wer sagt, dass Kinder glücklich machen?“ ist der Titel eines Buches, über das man sich gerade in den gehobenen Wohn- und Einkommenslagen der deutschen Städte amüsiert. Thema des Werkes sind, wie ein Rezessent belustigt formulierte: die Risiken und Nebenwirkungen des Beschlusses, sich Quälgeister ins Nest zu setzen. Das ist natürlich mit einem Augenzwinkern geschrieben, denn sicher liebt man seine Kinder auch in Hamburg-Eppendorf, sie nerven nur mitunter. Und manchmal sogar sehr.

Wer sagt, dass Kinder glücklich sind? Das ist schon eine etwas ernstere Frage. Sie beschäftigt zum Beispiel UNICEF, vor allem beim Blick über die wohltemperierten Zonen moderner Bürgerlichkeit hinaus. Und die Antwort ist: Sagen kann das kaum jemand aus voller Brust, zumindest dann nicht, wenn sein Interesse an der Welt von A wie Afghanistan bis Z wie Zentralafrikanische Republik reicht. Aber sie sollten es sein können! Kinder sollten doch glücklich sein können. Wenigstens sie.

Es war ein Mann, der in das Vernichtungslager Treblinka ging und dort starb, der polnische Arzt Janusz Korczak an der Seite von 200 jüdischen Waisenkindern aus dem Ghetto in Warschau, dem wir so etwas wie die erste Deklaration von Kinderrechten verdanken. Korczak war es, der für das

„Proletariat auf kleinen Füßen“, wie er die Kinder seiner Zeit nannte, das Recht reklamierte, das Leben selbst zu bestimmen. Ernst genommen zu werden. Zu nichts verpflichtet zu werden, was die Kraft und das Alter eines kleinen Menschen übersteige.

Am 20. November 1989 schließlich stand eine Berühmtheit am Rednerpult der Vereinten Nationen in New York, Audrey Hepburn, um jenen Völkerrechtsvertrag zu verlesen, den 193 Staaten unterzeichnet hatten: die Kinderrechtskonvention, die den Jungen und Mädchen wo auch immer auf dem Globus „Schutz, Fürsorge und Respekt“ garantieren soll. Sollte ...

Die Ihnen vorliegende zweite Ausgabe unserer Reihe GEOthema – unter dem Titel „So lebt der Mensch“ ist die erste im Juni 2012 erschienen – ist, obwohl es in ihr ausschließlich um Kinder geht, kein Lutscher. Kein Süßstoff. Auch Überhüting und Übergewicht, Aufmerksamkeitsdefizit und sonstige Erscheinungen des Westens stehen nicht im Mittelpunkt dieses Heftes.

Denn die Welt ist nun einmal viel größer als Deutschland/Schweiz/Österreich; Kindern aus knapp 30 Ländern fast aller Kontinente werden Sie in diesem Heft begegnen. Frischgeborenen und Pubertierenden. Kindern beim Spiel und bei der Arbeit in Fabriken. Kindern in den winzigen Bergschulen Irans und auf den Müllplätzen von Mexiko. Von Fürsorge umfangen und ohne Eltern aufwachsend; in Moldawien. Von Moskauer Luxus umgeben und darbend. Ganz, ganz unten und auf den Schwingen der Fantasie unterwegs. Zerstört in Nepal und voller Ehrgeiz in Indien. Einfach klein sein dürfen. Oder schon in die Ehe gezwungen, etwa in Äthiopien. Exemplarisch

am Beispiel eines Mädchens und zweier Jungen zeigt schon die erste Geschichte in diesem Heft, wie unterschiedlich Kindheitserfahrung je nach Startbedingung sein kann. Sie ist das Exzerpt einer Langzeitbeobachtung in Deutschland, Vietnam und Kenia, 1998 begonnen und als Fortsetzungsgeschichte auch weiterhin geplant.

Als die fertigen Reportagen vor uns lagen, haben wir festgestellt, dass auf fast jeder Doppelseite ein Gesicht zum Verlieben auftaucht. Wie oft wir angerührt waren und von einem schwer zu beschreibenden Respekt gepackt. Vielleicht geht es Ihnen ebenso. Es würde uns freuen.

Die nächste Ausgabe von GEOthema, „So glaubt der Mensch“, wird am 23. November 2012 erscheinen. Wieder eine Kombination aus herausragenden GEO-Geschichten und bisher noch unveröffentlichten Fotoreportagen. Und wieder 200 Seiten stark, wieder anzeigenfrei. Wieder ein Angebot, den Menschen auf dieser Welt ins Gesicht zu sehen und ihre Geschichten kennenzulernen. Und die Welt noch besser zu verstehen.



Herzlich Ihr

Peter-M. Gaede

(Peter-Matthias Gaede)

SO WÄCHST DER MENSCH AUF



8

MENSCHENKINDER

Drei Länder, drei Welten. Seit ihrer Geburt 1998 verfolgt GEO die Lebenswege von Ha Le, Paulina und Mutia, die unterschiedlicher kaum sein könnten



52

DEN KLEINEN GEHT ES FANTASTISCH

Wie eignen sich Kinder die Welt an?
Mit viel Fantasie – jener wundersamen Kraft, die uns zum Menschen macht

26
ZEIGE MIR,
WOMIT DU SPIELST ...
... bittet Fotograf Gabriele Galimberti Kinder weltweit. Und erfährt, wie sie leben, was sie lieben und schätzen



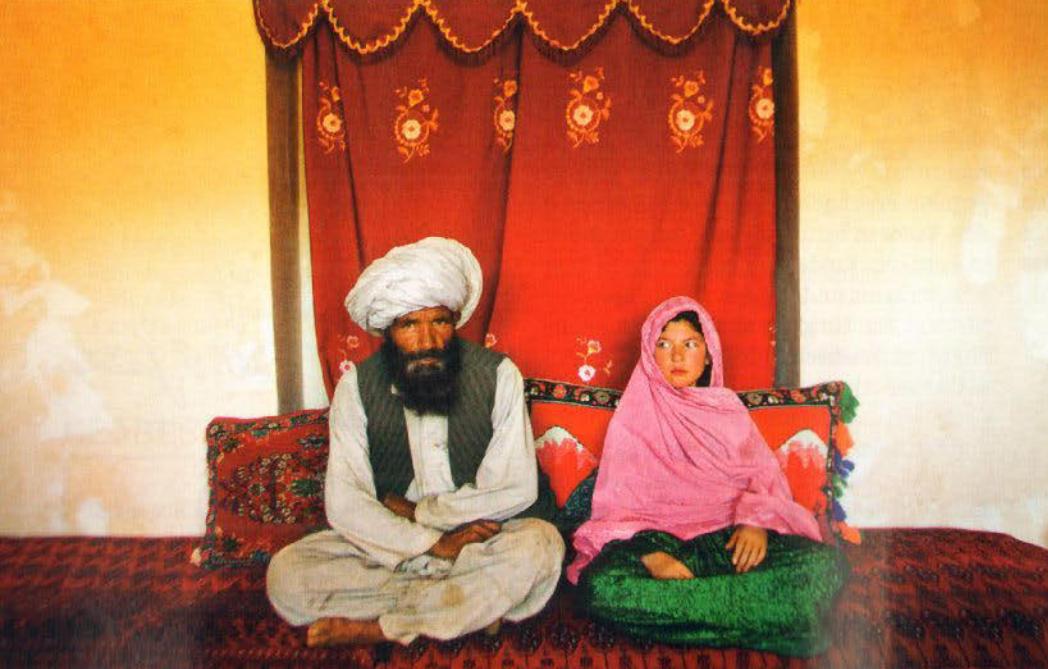
92

KINDHEIT

HINTER DEN BERGE

Im Norden seiner Heimat besucht ein iranischer Fotograf entlegene Waldschulen: winzig, ärmlich, innig

106
GANZ WIE DIE ELTERN?
Anna Skladmann hat die Kinder der Moskauer Oberschicht porträtiert – wie kleine Erwachsene



120

BRAUT WIDER WILLEN

Millionen von minderjährigen Mädchen werden von ihren Eltern in den Haushalt und das Bett eines fremden Mannes gezwungen

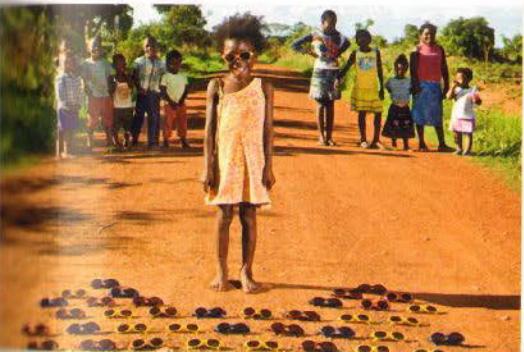
172

ZUR ARBEIT GEBOREN

Spielen, toben, lernen? Für viele Jungen und Mädchen in Bangladesch bleibt das ein unerfüllter Traum

INHALT

EDITORIAL	003
DIE FOTOGRAFEN	006
IMPRESSUM	007
BILDNACHWEIS	202
VORSCHAU	202



70

DER TRAUM VOM REICHEN NORDEN

Marisol war acht Jahre alt, als sie 1996 von Mexiko in die USA zog, illegal. Bis heute fotografiert Janet Jarman ihren Lebensweg



142

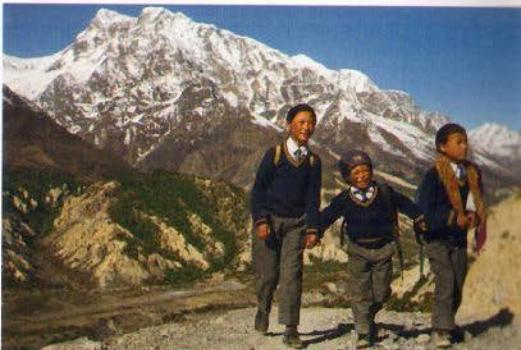
LAND OHNE ELTERN

In Moldawien wachsen viele Kinder ohne ihre Mütter und Väter auf. Weil die nur im Ausland Arbeit finden



186
DIE HÄRTESTE
PRÜFUNG DER WELT

Die Chancen stehen 2:100. Doch wer den Aufnahmetest der indischen Technik-Universitäten schafft, hat ausgesorgt



40

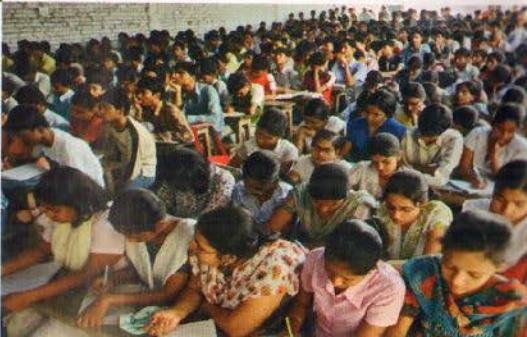
DER ERSTE SCHULTAG

Jedes Jahr werden 140 Millionen Kinder eingeschult. Ein wichtiger Schritt ins Leben, den Fotografen in sechs Ländern dokumentiert haben

154

PUBERTÄT: DIE ZWEITE GEBURT

Eltern erkennen ihren Nachwuchs oft nicht wieder. Neurologen dagegen verstehen das seltsame Gebaren vieler Teenager immer besser



ÜBER DIE FOTOGRAFEN



RONALD FROMMANN

Wie kommen Eltern zurecht, die nicht mit unserem Komfort gesegnet sind? Das fragten sich der Hamburger Fotograf Ronald Frommann, Jahrgang 1958, und seine Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes. Und gaben so den Anstoß zu einem GEO-Langzeitprojekt über Kinder auf drei Kontinenten (Seite 8). Frommann begleitet seit 1998 die Familie Hoffmann.



JULIE BLACKMON

Als eines von neun Geschwistern und als Mutter von drei Kindern lag der Schwerpunkt von Julie Blackmons Fotografie nahe: die fantastische Welt der Kindheit (Seite 52). Auch das Titelbild stammt von der Amerikanerin, die seit ihrer Geburt im Jahr 1966 im Bundesstaat Missouri lebt.



MOHAMMAD GOLCHIN

Er wollte Forstwirt werden – bis er im Studium auf eine Fotografie-Zeitschrift stieß. Heute dokumentiert der 1975 geborene Iraner Mohammad Golchin am liebsten Menschen in der Natur, etwa Kinder in den Dorfschulen seiner Heimatregion (Seite 92). Er lebt in der nordiranischen Stadt Talesh, wo er neben einem Foto-Studio auch eine Galerie betreibt.



HARALD SCHMITT

Als der „Stern“ ihn für ein Fotoprojekt über den ersten Schultag weltweit (Seite 40) nach Indien schicken wollte, protestierte Harald Schmitt: „Statt Schüler in langweiligen Uniformen fotografiere ich lieber welche in Baströcken!“ Die fand der langjährige „Stern“-Fotograf, Jahrgang 1948, schließlich mit ethnologischer Hilfe in Papua-Neuguinea.



ANDREA DIEFENBACH

Als Andrea Diefenbach 2007 von moldawischen Dorfgeschülern erfuhr, dass die meisten von ihnen ohne Eltern aufwachsen, stand ihr Projekt fest: Mehr als zwei Jahre lang reiste die 1974 geborene Fotografin immer wieder zu den Kindern – und zu deren Müttern und Vätern, die, meist illegal, in Italien arbeiten. Ihr Projekt „Land ohne Eltern“ (Seite 142) erhielt den Dokumentarfotografie-Förderpreis der Wüstenrot Stiftung und erscheint im Herbst 2012 als Buch.



G.M.B. AKASH

In seiner Heimat Bangladesch, asiatischen Nachbarländern, selbst bei einem Aufenthalt in Deutschland: G.M.B. Akash, Jahrgang 1977, fotografiert stets sozial Ausgeschlossene. „Die Erfahrung der Sprachlosen auszudrücken, ihrer Identität Raum zu geben, gibt auch meinem Leben Sinn.“ Dafür wurde er bereits mehr als 60 Mal ausgezeichnet. Seine Bilder über Kinderarbeit in Bangladesch: Seite 172.



STEPHANIE SINCLAIR

Das Schicksal von jungen Mädchen, die in die Ehe gezwungen werden (Seite 120), ist ein Lebensthema von Stephanie Sinclair, Jahrgang 1973. Die Amerikanerin hat dazu in Indien, Jemen, Afghanistan, Nepal und Äthiopien fotografiert. Für ihre Bilder wurde sie vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem World Press Photo Award.



ANNE SCHÖNHARTING

Immer wieder versucht die 1973 in Meißen geborene Fotografin Anne Schönharting, Länder „von innen heraus“ zu zeigen, indem sie in das Private der Menschen eintaucht. In Indien hat sie über ein halbes Jahr hinweg junge Kinder begleitet, die sich auf eine Aufnahmeprüfung vorbereiten (Seite 186): „Die Ausdauer, mit der sie sich Mathematik- und Physik-Formeln gewidmet haben, hat mich sehr beeindruckt.“

ANZEIGENABTEILUNG:

Anzeigenverkauf: Ute Wangemann,

Tel. 040/37 03 33 18, Fax 040/37 03 17 33 18;

Anzeigenabwicklung: Stefanie Wolf,

Tel. 040/37 03 23 01, Fax 040/37 03 17 23 01

Der Export der Zeitschrift GEOthema und deren Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages statthaft.

GEOthema darf nur mit Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden.

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

ISBN: 978-3-652-00143-4

ISSN-Nr.: 2194-2862

LITHO: Peter Becker GmbH, Würzburg

DRUCKEREI: Neef + Strümme, premium printing, Wittingen
Printed in Germany

GEO (German) [USPS no 001476] is published monthly
by GRUNER + JAHN AG & CO.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood

NJ 07631. Periodicals postage is paid at

Englewood NJ 07631 and additional mailing offices.

Postmaster: Send address changes to:

GEO (German), GLP, P.O. Box 8868, Englewood NJ 07631.

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

KUNDENSERVICE UND BESTELLUNGEN

ANSCHREIFT: GEO-Kundenservice, 20080 Hamburg,

E-Mail: geo-service@geo.de

PERSÖNLICH ERREICHBAR:

Mo bis Fr 7.30 bis 20.00 Uhr, Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon innerhalb D: 01805/861 80 03*

Telefon außerhalb D: +49-1805/861 80 03

Telefax: +49-1805/861 80 02

24-St. Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

BESTELLUNG VON GEO-PRODUKTEN

(KALENDER, BÜCHER, DVD, SCHUBER ETC.)

GEO-Kundenservice, 74569 Blaufelden, Hotline-Telefon:
01805/22 50 59, Hotline-Fax: 01805/21 66 03,

E-Mail: gu@sigloch.de

* 14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz.

max. 42 Cent/Min. aus dem deutschen Mobilfunk



JANET JARMAN

Seit mehr als 15 Jahren dokumentiert Janet Jarman den Lebensweg der Mexikanerin Marisol, die als Kind in die USA ausgewandert ist (Seite 70). „Ich möchte das große Thema Süd-Nord-Migration ganz nah an einer Familie erzählen“, so Jarman. Sie selbst wurde 1967 in den USA geboren und lebt nun in Mexiko.



GABRIELE GALIMBERTI

Ein Mädchen in der Toskana, das am liebsten „Bäuerin“ spielt, inspirierte den italienischen Fotografen Gabriele Galimberti, Jahrgang 1977, dazu, weltweit Drei- bis Sechsjährige mit ihrem Spielzeug zu porträtieren (Seite 26). Er verband dieses Projekt mit einem über „Couchsurfing“ und bereiste so in 20 Monaten 58 Länder.



ANNA SKLADMAN

Wären ihre Eltern nicht nach Deutschland emigriert, würde Anna Skladmann selber zu jener ersten post-sowjetischen Generation gehören, die sie immer wieder fotografiert – sie kam 1986 auf die Welt. Ihr junges Alter war hilfreich, als sie Zugang zu Kindern der neuen russischen Elite suchte (Seite 106): Viele Eltern sahen in ihr eine Studentin statt die professionelle Fotografin, ausgebildet an der Parsons School of Design in New York und Paris.



ISADORA TAST

Schon für ihre Diplomarbeit in Foto-Design an der Fachhochschule Bielefeld wählte Isadora Tast, Jahrgang 1973, das Thema Pubertät (Seite 154) – und erhielt dafür mehrere Preise. Noch immer fotografiert sie häufig Jugendliche: „Man weiß noch nicht, wohin ihr Weg führt, dennoch haben sie eine sehr starke Präsenz.“

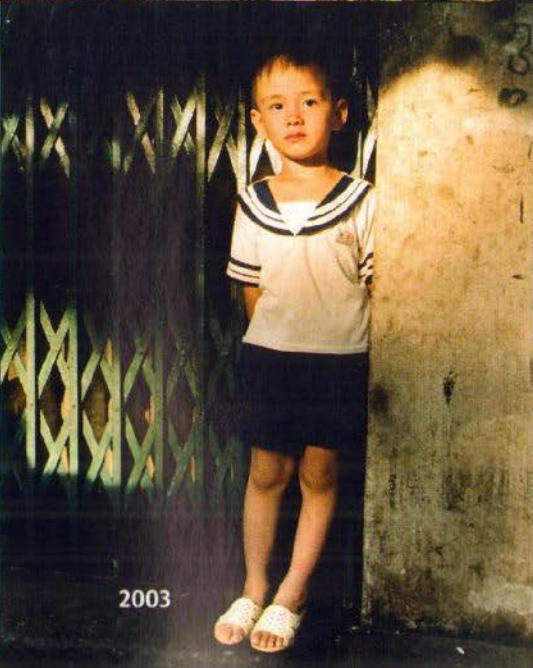
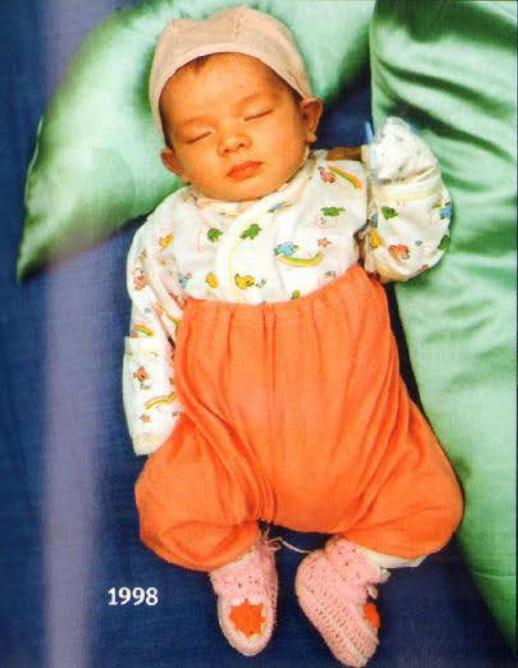
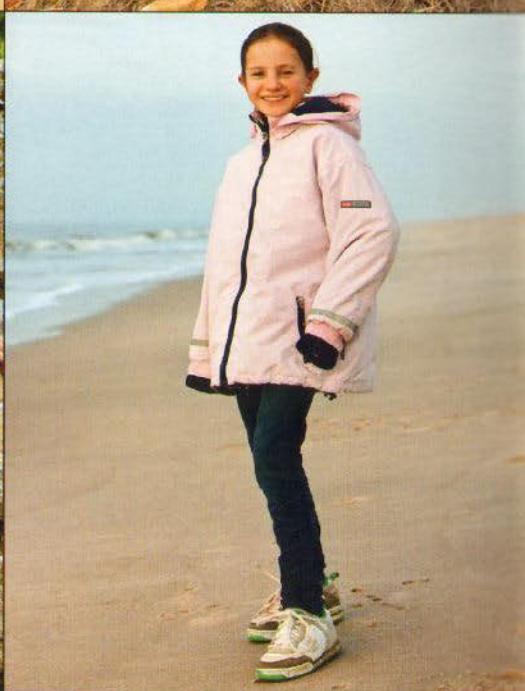
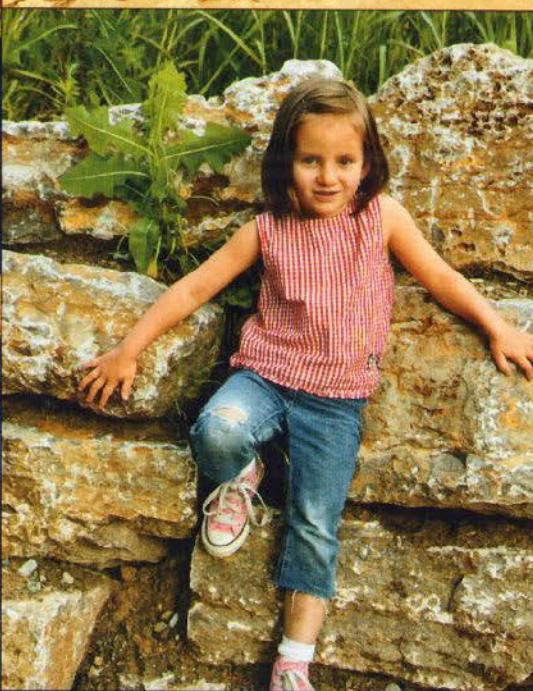
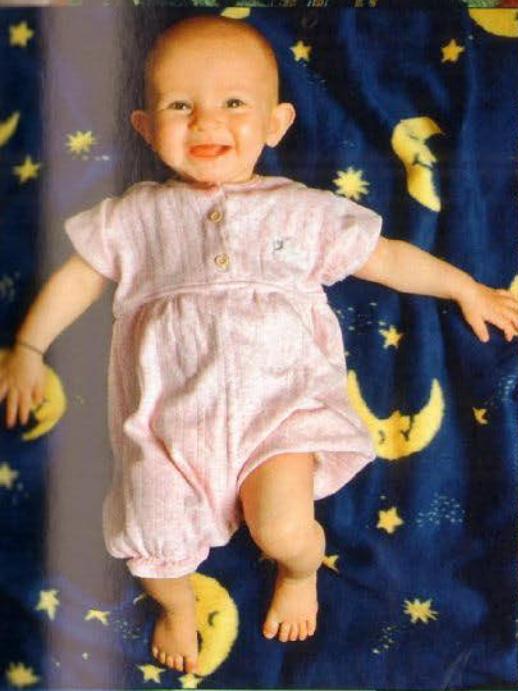
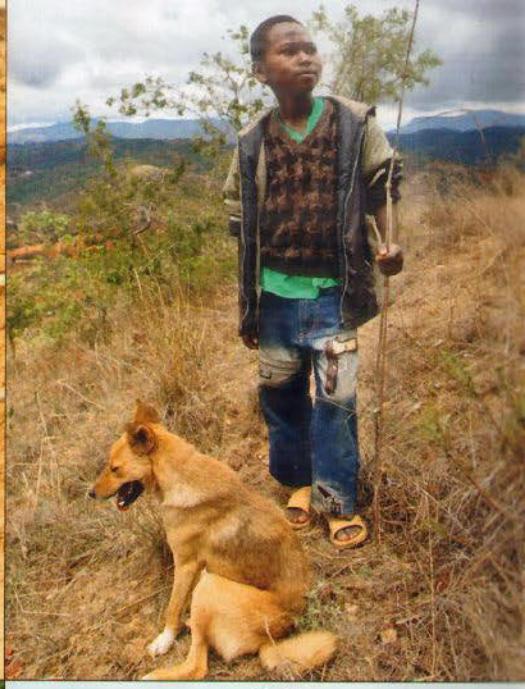
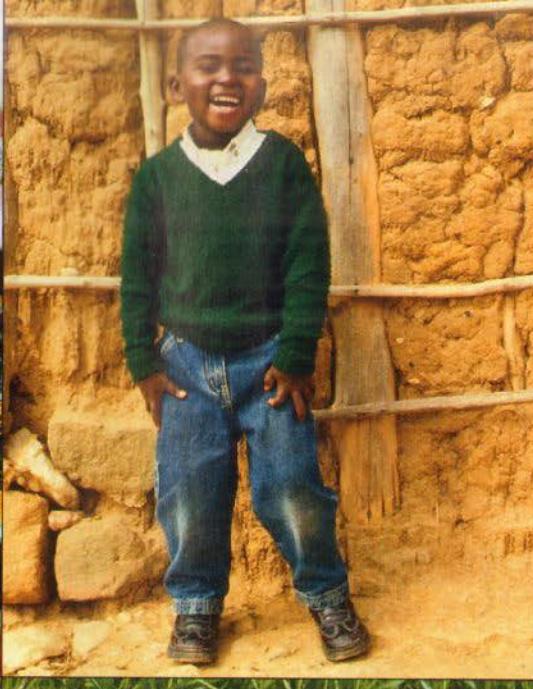
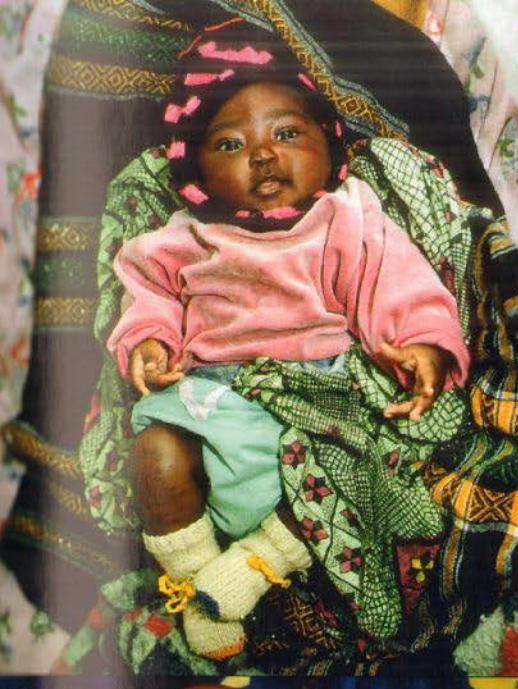
FRANCIS MUTIA DAVID
geboren am 5.11.1998 in Musalala, Kenia

MENSCHENKINDER

Ende 1998 kamen drei Kinder zur Welt, deren Start ins Leben unterschiedlicher nicht sein konnte: das neunte Kind einer kenianischen Bäuerin; das Wunschkind eines deutschen Paares; der ersehnte Sohn einer vietnamesischen Mittelstandsfamilie. Seither ist GEO alle fünf Jahre zurückgekehrt, um zu sehen, was aus den Kindern geworden ist

PAULINA HOFFMANN
geboren am 4.11.1998 in Hamburg, Deutschland

NGUYEN HA LE
geboren am 15.11.1998 in Hanoi, Vietnam



1998

2003

2008



MUTIA, DER JÄGER

Bei seiner Geburt war er das Kind, das keiner wollte.
Aus dem »Unglück« seiner bettelarmen Mutter ist ein schöner
Junge geworden, der Stolz der Familie

von JOHANNA WIELAND (TEXT) UND ANDREA KÜNZIG (FOTOS)



Mit einer Rasierklinge hat die Hebamme Mutia abgenabelt, die einzige Hilfestellung für die verzweifelte Mutter. Für ihr neuntes Kind gibt es kaum mehr als die abgelegte Kleidung der Älteren

Leise, nur leise jetzt. Flach atmen. Leicht in die Knie gehen, den rechten Arm nach hinten führen, ganz behutsam. Ein Auge zukneifen ... zielen!

Das Gummi der Zwillie spannt sich, der Körper des Jungen spannt sich. Konzentrierte Kraft, auf einen einzigen Punkt gerichtet: den gelben Fleck im Kronendach des Baumes.

Das Kind ist auf der Jagd.

Neben ihm liegt Simba flach auf den Boden gedrückt, als spüre die sandfarbene, räudige Kreatur die Anspannung ihres Herrn. „Jeder Jäger braucht einen Hund“, sagt Francis Mutia mit der Ernsthaftigkeit des Kindes, das sich spielend eine Welt entwirft.

Die Zwillie liegt gut in der Hand. Mutia hat die Astgabel zurechtgeschnitten und von der Rinde befreit. Das Gummiband ist ein Geschenk seines Vaters, Mutia kann die

Strippe mit nur einer Hand zu kunstvollen Knoten fügen. Die Zwillie ist kostbar; Mutia besitzt, außer einem aus Plastiktüten geschnürten Fußball, kein anderes Spielzeug.

Warten. Das Gewicht auf den linken Fuß, wie zum Sprung bereit. Der Vogel röhrt sich nicht, das Kind röhrt sich nicht.

„Komm zum Essen!“, ruft Mutias Mutter. In der Küchenhütte steht ein rußiger Topf mit dampfendem Gemüse auf dem Holzfeuer. Susanna Mbili schüttelt die Kalebasse, sie verliest Mais und wirft die schlechten Körner über die Schulter den Hühnern zu.

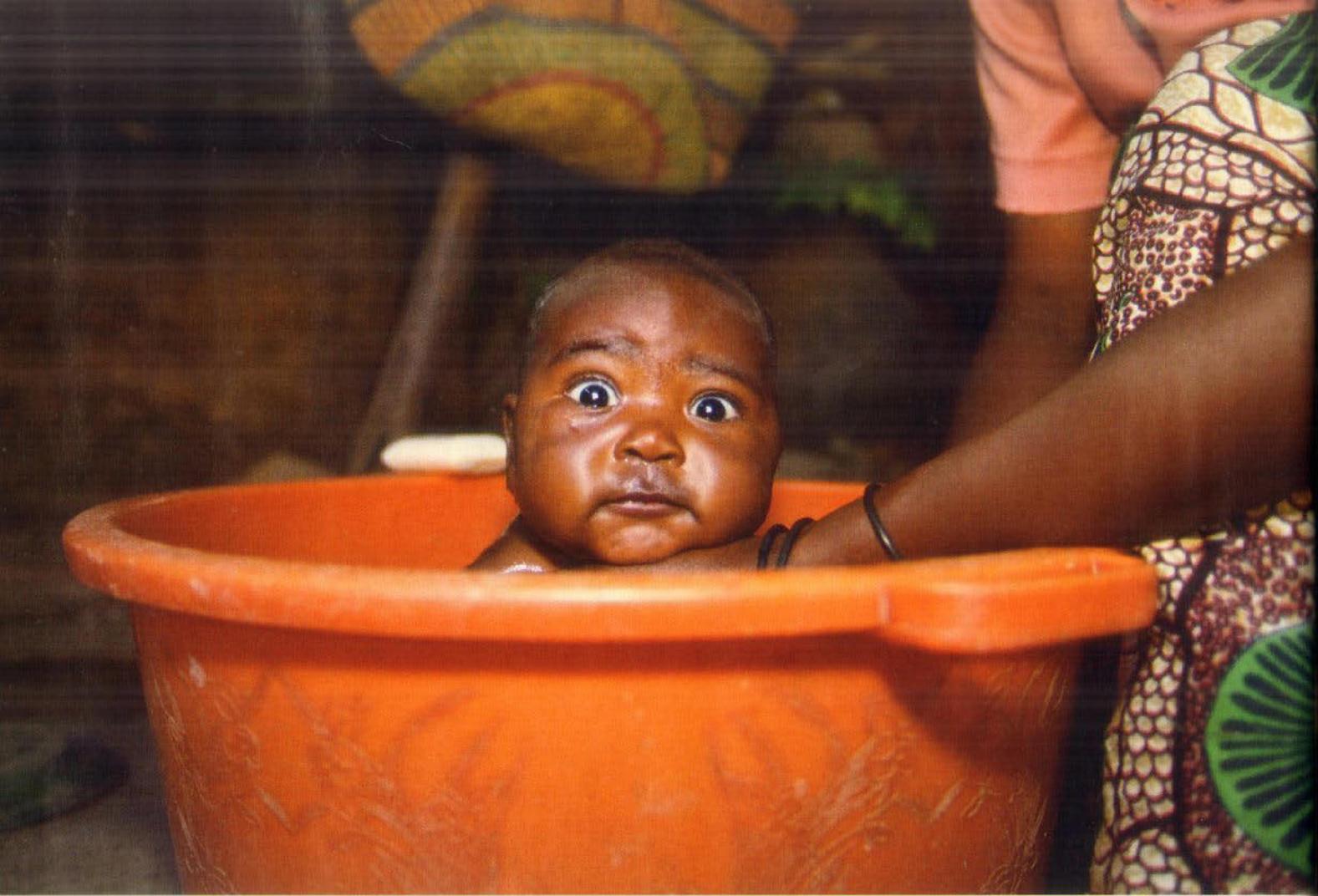
Der Stein zischt durch die Luft, der Vogel fliegt kreischend auf, verschwindet.

Neulich hat Mutia seinen ersten Vogel erlegt, die Mutter hat ihn gekocht. „Der war richtig gut! Ich habe ihn ganz allein gegessen“, sagt er stolz. Die drei Bissen Fleisch waren ein Beweis für sein Geschick, der

Lohn seiner Zähigkeit. Stundenlang geht er am Wochenende auf die Pirsch, geht unbekümmert verloren in der Landschaft um das ostkenianische Dorf Musalala.

„Ich weiß ganze Tage nicht, wo er steckt“, sagt seine Mutter; manchmal merkt man ihr die Verwunderung darüber an, was aus ihrem Kind geworden ist: ein Zehnjähriger voller Kraft, voller Lebenslust. Mutia hat die langen Beine seines Vaters geerbt und das schöne, eiförmige Gesicht seiner Mutter.

Die Chancen des Jungen, zu einem gesunden, fröhlichen Menschen aufzuwachsen, standen schlecht, als er an jenem eisig kalten, verregneten Tag des 5. November 1998 auf dreckigen Filzdecken zur Welt kam – und das auch nur, weil eine verzweifelte Nachbarin seiner Mutter Mund und Nase zuhielt, damit sie, um sich schlagend, das Kind aus sich herauspresste.



Ein Bad für den »Boss«, wie seine Geschwister das kleinste Familienmitglied nennen. Denn es gilt das Diktat der Armut: Der Jüngste kommt immer zuerst. Mutia gedeiht auf Kosten der anderen

„Da kommt eine neue Sorge zur Welt“, hatte Susanna Mbili kurz vor der Niederkunft gesagt. Sie war damals 34 Jahre alt und hatte in 18 Jahren neun Kinder geboren; sie war an Leib und Seele erschöpft, heimgesucht von der nagenden Furcht, ihre Söhne und Töchter nicht ernähren, sie nicht kleiden, nicht zur Schule schicken zu können.

Denn die Familie war arm, sie ist es noch heute. Das Gehalt des Vaters David, der seit 20 Jahren als Gärtner in Nairobi arbeitet, und die Erträge des Maisfeldes vor dem Haus reichten allzu oft nicht aus, um den Kindern wenigstens einmal am Tag einen Teller Mais und Bohnen zu geben. Nicht selten saugten sie an einem Stängel Zuckerrohr, um ihren Hunger zu betäuben.

MANCHMAL, wenn wir, die deutsch-kenianische Dolmetscherin Susan Mwelú Korte

und ich, auf den einzigen Stühlen der Familie im Schatten des Hauses sitzen, heftet Mutia seine Augen auf uns, sie sind wie schwarz gebrannte Mandeln, und dieser unverhohlene Blick fragt: „Wer seid ihr? Warum reibt mir meine Mutter das Gesicht mit Vaseline ein, wenn ihr kommt, und ermahnt mich, freundlich zu sein?“ Mutia spürt, dass Susanna uns vorsichtig begegnet, als seien wir ein Glücksfall, der jederzeit wieder verschwinden kann.

Vor zehn Jahren, nach unserem ersten Besuch, haben wir beschlossen, dem Schicksal nicht seinen Lauf zu lassen. Seither unterstützen wir die Mbilis, mit bislang 12 000 Euro; das Geld fließt hauptsächlich in die Ausbildung der Kinder. Wir sorgen dafür, dass zwei der Jungen und zwei der Mädchen weiterführende Schulen besuchen; dass Mutia und seine Schwestern Kathini und

Katungwa jene Uniformen besitzen, die Bedingung für den Schulbesuch sind.

Mit der Entscheidung zu helfen, haben wir den üblichen journalistischen Abstand aufgegeben. Deshalb ist diese Reportage nicht nur ein Bericht über den Alltag einer kenianischen Familie, sondern auch eine Geschichte darüber, wie viel private Hilfe ausrichten kann – oder wie wenig.

DAS HAUS aus groben Ziegelsteinen, der Hühnerkäfig windschief, vor der Latrine weht als Vorhang ein zerrissener Plastiksack: Auf den ersten Blick wirkt der kleine Bauernhof der Mbilis immer noch mausarm – und doch erzählen ein paar unscheinbare Dinge davon, dass die Familie winzige Schritte aus der Not gemacht hat.

Susanna hat Stühle, eine Maismühle, ein Handy angeschafft. Die oft monatelan-



Mutia und seine Schwestern »kochen« mit Erde, Wasser und ein paar Blättern. Andere Spiele des Fünfjährigen: Wettrennen, Hühner jagen, mit einem Ball, geschnürt aus Plastiktüten, kicken

ge Trennung von ihrem Mann wird erträglicher, weil sie seine Stimme hören kann, und David sagt: „Das Handy mildert meine Sehnsucht.“ Sie haben eine Küchenhütte und ein Häuschen für die Jungs gebaut, haben begonnen, das Dach zu reparieren. Vor zehn Jahren war es so löschrig, dass es in der Nacht von Mutias Geburt auf das Lager regnete, in dem die Mutter in den Wehen lag.

Die drei Jüngsten schlafen nun in einem Bett und nicht mehr auf dem nackten Lehm Boden. Die Großen sind im Internat, die beiden ältesten Töchter verheiratet. Und in einem Pferch am Rande des Hofes stehen zwei Kühe, sie spenden Dünger für das Feld und Milch für den morgendlichen Hirsebrei.

Susanna ist 44 Jahre alt und rund geworden. Der Schatten verhärmt der Traurigkeit, der sie umfasst hielt, als sie jünger war, ist verschwunden. Heute ist sie das, was sie im

mer sein wollte: eine Bäuerin, die das Feld bestellt, ihre Tiere pflegt, Bäume pflanzt, um immer Brennholz zu haben, und ab und zu eines ihrer Hühner verkauft.

David Mwongela verdient umgerechnet 50 Euro im Monat, das sind nur zwölf Euro mehr als vor zehn Jahren. Noch immer schickt er den größten Teil davon nach Hause, noch immer muss die Familie mit weniger als einem Euro pro Kopf und Tag auskommen. Damit gehören die Mbilis zu jenen 400 Millionen Menschen in Afrika südlich der Sahara, die nach Definition der Weltbank unter der Armutsgrenze existieren müssen.

In Kenia leben 14 Millionen Menschen, knapp 40 Prozent der Bevölkerung, in einem Zustand dauernder Sorge ums Überleben. Im Krisenjahr 2008 sind die Lebensmittelpreise um 37,5 Prozent gestiegen.

Der Anstieg war auch eine Nachwehe der ethnischen Gewaltexzesse, die das Land Anfang 2008 an den Rand eines Bürgerkrieges getrieben haben. Vor allem aber zwingt eine drohende Missernte, es wäre die zweite in Folge, die Preise weiter in die Höhe.

IM SCHATTEN trinken wir Tee, Susanna nimmt sich immer drei Kekse auf einmal: Zwei legt sie in ihren Schoß, bedeckt sie mit einer Hand, als fürchte sie, jemand könne sie ihr fortnehmen. Eine anrührende Geste verschämter Gier.

Und dann rechnen wir, das ist unser Ritual bei jedem Besuch. Ein Kilo Bohnen, eine Mahlzeit für vier, kostet so viel wie ein Kugelschreiber. Eine Schuluniform ein Monatsgehalt.

Je länger die Kolonnen mit den Preisvergleichen wachsen, desto verzagter wird Su-



Als Zehnjähriger (5. v. r.) führt »Boss« seine Mannschaft beim Kräfte messen an. Ein Seil haben sie nicht. Die Schule in Musalala ist arm, für die 250 Kinder gibt es nur einen einzigen Fußball

sanna. Sie weiß ja, dass sie in unglücklichen Jahren wie diesem von Tag zu Tag lebt und immer über ihre Verhältnisse, weil Davids Gehalt gerade reicht, um Lebensmittel zu kaufen. Das war schon vor zehn Jahren so, und auch vor fünf.

Wieder ist die Familie verschuldet, bei Davids Arbeitgeber, beim Krämer im Dorf. Die 14-jährige Kathini wird noch eine Weile in zerrissenen Turnschuhen laufen müssen und vielleicht irgendwann barfuß, wenn Susanna wieder vor der Entscheidung steht, ein Kind zu ernähren statt eines zu kleiden.

Unsere Rechnungen zeigen ihr auch, wie abhängig sie von unserer Unterstützung ist. Uns kommt es vor, als versuchten wir, den Treibsand des Elends mit bloßen Händen aufzuhalten.

Obwohl die Summe, die wir bisher in die Ausbildung der Kinder investiert haben, für

kenianische Verhältnisse immens ist: Allein der Besuch weiterführender Schulen hat für vier der ältesten Kinder in vier Jahren 5000 Euro Schulgeld gekostet. Das Menschenrecht auf Bildung? Eine Farce.

Unsere Rechnung zeigt auch, was der Begriff „Armutsspirale“ bedeutet: Kindern, die nicht zur Schule gehen können, wird die Zukunft gestohlen. Denn Not gebiert Not noch in der nächsten Generation. Das ist die gnadenlose Regel.

Deren Opfer sind auch Susannas älteste Töchter Cathrin, 27, und Mwongeli, 24, geworden. Beide haben die Schule abgebrochen, weil das Geld nicht reichte. Beide haben als Dienstmädchen in Nairobi gearbeitet, sind mit 16 ungewollt schwanger geworden. Beide haben heute jeweils vier Kinder und arbeiten als Tagelöhnerinnen. Beide sind arm und nicht glücklich, deutet man

Susannas unwillige Miene und ihre abwehrende Handbewegung richtig. Mwongeli habe, sagt sie nur, „irgendein Zeug geheiratet, das sich Mann nennt“.

DIE HOFFNUNG KOMMT am Nachmittag. Sie balanciert den steinigen Hang hinunter, um die gepflegten Lederschuhe zu schonen. Die Hoffnung trägt ein graues Kostüm und ein Täschchen unter dem Arm: Es ist Mwendii, jenes Mädchen mit den blitzenden Augen, das vor zehn Jahren immer eines seiner Geschwister auf dem Rücken trug und selbst beim Gehen noch strickte.

Die 19-Jährige hat ein paar Monate zuvor Abitur gemacht, jetzt arbeitet sie als Dienstmädchen, im Herbst 2009 möchte sie auf ein College gehen, um Grundschullehrerin zu werden – wenn wir die Schulgebühren von umgerechnet 3000 Euro bezahlen.



Ab und zu zieht Mutia mit dem Kalb seiner Familie ins Tal, auf der Suche nach ein paar Flecken Gras. Die sind kostbar, wenn der Regen ausbleibt und das Land verdorrt

Muendi ist an diesem Tag als Bittstellerin nach Hause gekommen; das macht sie unwirsch, was wiederum uns verdrießt und Susanna unruhig macht. Manchmal ist es so schwer zu helfen wie Hilfe entgegenzunehmen.

Susanna serviert ihrer Tochter Tee, als habe sich eine elegante Fremde auf den Hof verirrt. Der Kontrast zwischen Muendi und ihrer Mutter, der Bäuerin mit einem Wickeltuch um die Hüfte, könnte größer nicht sein. Sie gehen vertraut miteinander um, sie gehören zusammen – und doch nicht mehr.

Susanna ist froh darüber, dass die Kinder ihr fremder werden. Sie alle sollen Musala irgendwann verlassen. Mwangangi, der älteste Sohn, hat im Frühjahr 2009 seine Prüfung zum Elektriker abgelegt. Er wird sich Arbeit in Nairobi suchen: der Erste in der Familie mit einem erlernten Beruf.

Mutia, der Jäger, wächst mit dem Vorbild seiner Geschwister auf und mit einer Mutter, die alles tut, damit er die Schule beenden kann. Mutia ist im vierten Schuljahr und einer der besten Schüler der Klasse. Seine Lehrerin Dorcas Ndivo nennt ihn „aufmerksam, konzentriert, interessiert an allem“. Er schreibt gern, vor allem kleine Aufsätze wie „Ein Tag auf dem Markt“. Englisch ist sein Lieblingsfach.

„Heute üben wir den Gebrauch der Wörter „sehr“ und „aber“, ruft Dorcas Ndivo. In großen Lettern schreibt sie „Pendo ist sehr hungrig, aber er hat nichts zu essen“ an die Tafel. „Lest!“, befiehlt sie.

30 Zehnjährige brüllen mit klirrenden Stimmen den Satz.

„Wiederhol!“ Geschrei.

Der Unterricht gleicht dem Auftritt eines durchgedrehten Kinderchores, mit Dor-

cas als Dirigentin. Sie schnellt nach vorn, schwingt den Stock, klapst einem Kleinen, dem die Augen zufallen, auf den Hinterkopf: das Urbild einer Lehrerin, mit Riesenbrille, immer im Kostüm. Sie ist leidenschaftlich, aber sie duldet keine Fragen, keinen Widerspruch. Wird Mutia hier genug lernen, um an einer weiterführenden Schule bestehen zu können?

„David, Francis Mutia!“, ruft Dorcas. „Wiederhole den Satz!“

Er springt auf, reckt sich weit über das Pult und schreit seiner Lehrerin entgegen: „Pendo ist sehr hungrig, aber er hat nichts zu essen.“

Dann dreht er sich um und lacht uns mit seinen schönen Mandeläugen an.

Da steht das Kind, das keiner wollte. Einen Augenblick lang sind wir sicher, dass ihm eine helle Zukunft gehört, trotz allem. □

PAULINA, DIE BALLERINA

Sie ist das behütete Ein und Alles ihrer Eltern,
treibt Sport, macht Musik und wird in der Schule
gefördert, so wie die meisten deutschen Kinder.

Glückliche Normalität

von JOHANNA WIELAND (TEXT) UND RONALD FROMMANN (FOTOS)



An diesem Oktobertag gibt sich Sylt so, als sei der Sommer ewig. Die Nordsee kräuselt sich zart wie Milchschaum, es ist windstill, sonnig, und nur der silbrig Schleier am Horizont erzählt vom Herbst: Barfußwetter, zum letzten Mal in diesem Jahr.

Ein Mädchen jagt am Ufer entlang, es rennt entschlossen dem Wasser entgegen, dann weicht es blitzschnell landwärts aus, immer im Rhythmus der Wellen, die an den Strand schlagen. Wettlauf mit dem Meer heißt das Spiel. Paulina hat gewonnen, wenn ihre Füße trocken bleiben. Emma, die Hündin, rennt dem Kind nach und beißt in die Luft und schnappt nach Fliegenden Fischen, die nur sie sieht.

Seestück mit Kind: Da läuft Paulina, geboren am 4. November 1998, als Tochter der Hotelkaufleute Christoph und Petra Hoff-

mann – das Wunschkind, das eine Liebe abrunden sollte und aus einer Ehe eine Familie gemacht hat, wenn auch eine kleine. Paulina ist das einzige Kind geblieben.

Hände zu Boden, Beine in die Luft, eleganter Abschwung, und das Ganze gleich noch einmal: Paulina ist vergnügt, deshalb muss sie Handstände am Strand machen, Räder schlagen, sich auf den Rücken werfen und mit den Armen Engelsflügel in den Sand drücken. Die Zehnjährige hat die graziose Zähigkeit einer Ballerina und den Bewegungsdrang eines jungen Hundes. Wenn man sie fragt, wie es ihr geht, sagt sie: „Gut!“, sie zieht das Wort betont in die Länge, als gäbe es keine andere Antwort auf diese Erwachsenenfrage. Als würde sie am liebsten hinzufügen: „Wie denn sonst?“

So sieht also ein glückliches Kind aus, denkt man unwillkürlich – und dass manch-

mal die Sensation in der unscheinbaren Gestalt des Normalen daherkommt. Denn Paulina Hoffmann ist keine Ausnahme: 94 Prozent der deutschen Acht- bis Neunjährigen geben an, dass sie „meist gut gelaunt sind“, so lautet das repräsentative Ergebnis des „Kinderpanel“, einer Studie des Deutschen Jugendinstituts. 98 Prozent der Kinder haben ein „ausgesprochen positives Bild von sich selbst“.

Fast alle fühlen sich in ihren Familien wohl, meistens sogar sehr wohl, ganz unabhängig davon, ob ihre Eltern zur gut verdienenden Mittelschicht gehören (wie die Hoffmanns), oder ob die Kleinen in eher ärmlichen Verhältnissen groß werden. Die Antworten der Eltern decken sich mit denen ihrer Kinder.

Und obwohl der Anteil der Alleinerziehenden steigt, sind die Familien stabil wie

Paulina wird in der Hamburger Universitätsklinik geboren, ihr Vater assistiert. Sechs Monate später startet sie auf ihrer Decke mit den schönen bunten Dingen erste Versuche, abzuheben



nie zuvor: 75 Prozent aller Kinder wachsen nach wie vor bei ihren leiblichen Eltern auf.

PAULINA hat zurzeit allerdings wenig von ihrem Vater. Christoph arbeitet als Geschäftsführer einer Gesellschaft, die in Großstädten Design-Hotels entwickelt. Fünf Tage in der Woche passt sein Leben in einen Rollkoffer, ist ein Tisch im ICE sein Arbeitsplatz. Er liebt seinen Beruf, auch wegen der Flexibilität, die ihm abverlangt wird.

Von Montag bis Freitag ist Christoph für Paulina die abendliche Stimme am Telefon, und am Wochenende der ewige Verlierer bei „Skip-Bo“: „Kapierst du das eigentlich nie?“, fragt sie altklug und spielt die Empörte. Denn was ist schöner, als den eigenen Vater beim Kartenspiel abzuzocken?

Und so ist das kleine Haus unterm Reetdach in Keitum eigentlich eine „Mädchen-

WG“. Petra, die „nie nur Mutter sein“ wollte, arbeitet in Teilzeit in einem Immobilienbüro: ein Kompromiss, wie ihn so viele Frauen eingehen, um der Kinder willen.

Einträchtig stehen Mutter und Tochter in der Küche und schneiden Obst, räumen die Spülmaschine aus. Im Hintergrund grölten Udo Lindenberg, die beiden grölten mit, sie sind sich auf anrührende Art sehr einig. Manchmal, ganz unvermittelt, wuschelt die Mutter der Tochter im Haar oder gibt ihr einen Kuss. „Pippi! Meine Süße!“, sagt Petra dann, und Paulina verdreht die Bernsteinäugchen: Pippi, das war sie als Kleinkind! Wenn das ihre Freunde hören!

Jetzt heißt sie Pauli: das Ein und das Alles, und so wird es bleiben. Bei der Geburt der Tochter war Petra 32, Christoph 33 Jahre alt. Wie die meisten Paare haben sie sich spät für ein Kind entschieden, haben sich, unsi-

cher zunächst, an das Lebensexperiment Familie herangetastet. „Alte Eltern“ aber entscheiden sich weniger leicht für ein zweites Kind, ein Grund für den rabiaten demografischen Wandel, in dem Deutschland steckt. Trotz des neuen „Elterngeldes“ bleibt die Geburtenrate im Tief: Sie liegt 2009 bei 1,37 Kindern pro Frau.

GEWISS GIBT ES trotz des positiven Ergebnisses der Umfrage zum subjektiven Wohlbefinden von Familien auch Väter und Mütter, die sich sorgen müssen um ihren Nachwuchs. Zu viele Kinder sind gezwungen, in „Risiko-Familien“ zu überleben, von Hartz-IV-Armut und Vernachlässigung bedroht. Wie gut Kinder in die „Außenwelt“ hineinfinden, ist abhängig von Einkommen, Bildung und sozialem Status der Eltern. Die meisten Übergewichtigen, Fernsehsüch-

Eigentlich ist die Fünfjährige in der »Das-kann-ich-alles-selber-Phase«. Aber morgens soll es schnell gehen bei den Hoffmanns. Der Vater muss ins Büro, die Tochter in den Kindergarten



tigen, die Aggressiven, seelisch Instabilen, die Schulversager und Zukunftsängstlichen leben im Keller der Gesellschaft.

Dem Nachwuchs der privilegierten Mehrheit jedoch geht es besser als je zuvor. Die allermeisten sind gut ernährt und gesund: 95 Prozent der Eltern von unter Elfjährigen bewerten den Gesundheitszustand ihrer Kinder als „gut“ oder „sehr gut“. Die Kinder werden nicht dümmer, sondern schlauer, PISA hin, PISA her. So ist die Zahl der Abiturienten in den vergangenen Jahrzehnten deutlich gestiegen: 1960 betrug die Quote in Deutschland (West) 5,9 Prozent, 2007 rund 31 Prozent. Und träge sind Kinder auch nicht. In der Freizeit treiben 81 Prozent Sport, so das „Kinderpanel“. 67 Prozent gehen ins Kino oder ins Museum.

Vor allem aber wird der Nachwuchs in Familien groß, deren Klima bei Weitem

freundlicher ist als noch vor einer Generation, auch weil sich das Rollenverständnis von Vätern und Müttern geändert hat. Moderne Eltern erklären, statt zu befehlen. Kinder können sich ihnen anvertrauen, mit kleinen Ängsten und großen Fragen.

Manchmal, kurz vor dem Einschlafen, rutscht Paulina in ihre „Grübelphase“, erzählt Petra. Dann muss das Kind nachdenken, etwa darüber, „wie es überhaupt kommt, dass ihr mich liebt“. Mutter und Tochter liegen auf dem Bett, sie kuscheln und reden und sind geborgen beieinander.

DER WIND treibt die Rauchwolken vor sich her, schwer hängen sie über den Wellen. Es regnet seit Stunden, die Freiwillige Feuerwehr Keitum musste nachhelfen, damit der nasse Scheiterhaufen sich überhaupt entflammte. Mit dem „Biikebrennen“ am

Strand wird der Nordseewinter vertrieben. Auch die Hoffmanns feiern an diesem Februarwochenende Abschied, ein bisschen zumindest. Im Sommer werden sie nach Hamburg ziehen, Paulinas Geburtsstadt. Ihr Vater wird dort ein Hotel aufbauen. Paulina ist schon in ihrer neuen Schule angemeldet.

„Die Fahrerei ist auf Dauer doch zu anstrengend. Und ich sehe Paulina und Petra zu selten“, sagt Christoph. „Gut, dass wir demnächst wieder rund um die Uhr eine Familie sind“, sagt Petra.

Eben hat Paulina ihre Fackel in das Feuer geworfen, jetzt steht sie zwischen ihren Eltern, die lodernden Flammen sind ihr etwas unheimlich, sie hält den Vater links, die Mutter rechts bei der Hand. Mit ihnen wird sie ihren nächsten Schritt ins Leben machen: ein behütetes, glückliches, ganz und gar normales Kind. □

Fünf Jahre später geht Paulina zum Reitunterricht. In wenigen Monaten wird sie mit ihren Eltern nach Hamburg ziehen – und von der Grundschule auf das Gymnasium wechseln





HA LE, DER TRÄUMER

Zart. Eigenwillig. Verwöhnt. »Mutters Sohn«, sagt der Vater.

Um den Zehnjährigen auf eine Privatschule zu schicken, schuften die Eltern. Der Preis: Die Familie ist selten zusammen

von JOHANNA WIELAND (TEXT),
ANNA NEUMANN, SIBYLLE BERGEMANN UND STEPHANIE SINCLAIR (FOTOS)



Wenige Minuten nach der Geburt liegt Ha Le schon an der Seite seiner Mutter Mai. Kleidung, aus der die Kinder von Nachbarn und Verwandten gesund herausgewachsen sind, soll ihm Glück bringen

Mit Gebrüll stürzt sich Hanoi morgens um sieben Uhr in den Tag. Auf den Magistralen, die der Innenstadt zustreben, brandet der Verkehr heran. Auf der Phuo Doan, jener Straße, in der das handtuchschmale Haus der Familie Nguyen steht, drängen sich Hunderte von Mopeds, Tierhorden gleich, die kaum zu bändigen sind. Ungeduldig jagen die Fahrer die Motoren hoch. Weiter! Bloß weiter!

Nur eine Armlänge entfernt laufen Obsthändlerinnen, gebeugt vom Gewicht ihrer Tragjoche, im Schnellschritt den Bürgersteig entlang. Neben den dampfenden Töpfen der Suppenküchen hocken Männer auf ihren Fersen, sie schlingen Nudeln in sich hinein, die Gesichter verzerrt von der Hitze der Brühe.

Inmitten des morgendlichen Aufruhrs steht ein kleiner Junge, die Brille sitzt ihm

auf der Nasenspitze, ein roter Motorradhelm über groß auf den Schultern. Er steht da so unbeweglich, so versonnen, als ginge ihn dieser Tag noch nichts an.

„Ha Le! Hast du gegessen?“, ruft seine Großmutter Bui Thi Minh. Sie sitzt hinter dem kniehohen Tischchen ihres Kiosks inmitten von verbeulten Thermoskannen, Wassereimern, winzigen Gläsern. Seit fünf Uhr früh versorgt sie frierende Männer auf dem Weg zur Arbeit mit Tee und Zigaretten. Sie ist seit jeher die Erste, die im Haus der Großfamilie Nguyen ihr Tagwerk beginnt, und die unwirsche Frage an den Enkel ist ein Ritual: Seit er auf der Welt ist, argwöhnt sie, er esse zu wenig.

Keine Antwort. Das Kind träumt.

„Ha Le! Schule! Wir müssen los!“ Diesmal versucht seine Mutter Trinh Thi Than Mai ihn in den Tag zu holen. Er schaut, als

streife ihn ein Hall aus einer fremden Welt. Steif kriecht er auf den Rücksitz des Motorrades. Mit einem Hüftschwung fädelt Mai die Maschine in den Strom des Verkehrs.

Als Ha Le vor zehn Jahren, am 15. November 1998, zur Welt kam, waren in Hanoi 50 Privatautos registriert. Zwar war Ha Les Straße schon damals vom Verkehr verstopft, war Hanoi laut. Doch die späten 1990er Jahre waren nur eine Inkubationszeit, das laue Vorspiel für jene atemlose Geschäftigkeit, die heute die Stadt gefangen hält.

Auch das Leben von Ha Les Eltern, dem Motorradmechaniker Nguyen Truong, 48, und seiner Frau Mai, 47, hat sich beschleunigt. Die Wirtschaftsreform „Doi Moi“ – die „Erneuerung“ der abgehalterten sozialistischen Planwirtschaft ab 1986 – hat sie aus einem kärglichen Dasein befreit: Endlich konnten sie ihrer Tatkräft freien Lauf lassen,



Die Mutter wäscht den Säugling in einem 15 Quadratmeter großen Zimmer, in dem die gesamte Familie wohnt. Cousin Dat ist zu Besuch, Ha Les zehnjähriger Bruder Tu turnt am Kletterseil

ihre neue Werkstatt auf dem Bürgersteig vor dem Haus florierte. Die Armutsrate in Vietnam sank zwischen 1993 und 2007 von 58 auf 15,5 Prozent.

WIE FERNES MEERESRAUSCHEN klingt die Stadt, als Mai ihren Sohn vor der winzigen Privatschule, die er mit nur 85 anderen Kindern besucht, verabschiedet. „Alles für unsere geliebten Schüler!“ steht über dem Tor. Ha Le trotzt davon, auf dem kahlen Schulhof stehen seine Mitschüler schon in Reihe und Glied. Ein jeder trägt ein weißes Hemd, ein rotes Halstuch, Reminiszenz an die jungen Pioniere sozialistischer Zeiten. Disco-Musik knallt aus den Lautsprechern, die Lehrerin tanzt eine strenge Choreografie vor: „Arme schwingen! Kopf nach links!“

Ha Le hasst das. Seine Beine, seine Arme brechen aus, immer gegen den Takt, als ge-

hörten seine Glieder nicht zu ihm. Er hat kein Gefühl für vorschriftsmäßigen Rhythmus. Er gibt den Clown, was bleibt ihm übrig? Und gähnt.

Eine Stunde später hat sich Mai von der burschikosen Motorradfahrerin in eine Dame im hochgeschlossenen, gelben Seidenjackett verwandelt: Leiterin der Abteilung Hauswirtschaft an der Hotelfachschule Hoa Sua. Es ist einer von mehreren Rollenwechseln, die Mais Alltag bestimmen.

„Steh gerade, und sprich deutlich!“ Sie zieht einem angehenden Zimmermädchen mit einem Ruck die Bluse über der Hüfte glatt. Manche von Mais Schülern sind so schüchtern, als gäbe es ein Gesetz, das ihnen verbietet, die Augen vom Boden zu lösen. Die meisten haben einen Lebensweg am Rande des Abgrundes hinter sich, sie sind Waisen, ehemalige Straßenkinder, vernach-

lässigte Mädchen und Jungen aus armen Familien. Die Verlierer des Wirtschaftswunders.

Die Schule hat sie aufgefangen. „Jetzt müssen wir sie erziehen“, sagt Mai fröhlich. Sie versucht, den Schülern dasselbe beizubringen wie ihren eigenen Söhnen Ha Le und dem 20-jährigen Tu: Strebsamkeit, Pflichtgefühl, „Liebe zu dem, was man tut, und sei es Betten beziehen“. Und jede Chance zu ergreifen, die einen voranbringt.

Mai selbst hat Fortbildungskurse auf einem Tourismus-College besucht, um sich für die Position der Abteilungschefin zu qualifizieren. Sie versucht, Englisch zu lernen, trotz des Eilschrittes, mit dem sie ihr Leben durchmisst.

Mit den meisten vietnamesischen Müttern und Vätern teilt Mai den unbedingten Willen zum sozialen Aufstieg; dessen Treib-



Mit 40 anderen Kindern geht der fünfjährige Ha Le in den Kindergarten. Der Raum, in dem sie ihren Tag verbringen, ist 30 Quadratmeter groß. Hell und freundlich zwar – Platz zum Toben aber fehlt

stoff ist Bildung. In der konfuzianischen Tradition, die noch immer die Wertvorstellungen vieler Vietnamesen prägt, ist sie ein „edles Gut“. Und gleichzeitig, ganz profan, ganz modern, der Weg zu Wohlstand und sauberen Fingernägeln.

„Meine Söhne sollen sich nicht schmutzig machen müssen“, das hat Truong, der Vater, vor zehn Jahren den Kindern gewünscht. Seine Hände sind schwielig und schwarz tätowiert von Öl und Dreck.

Tu hat nie gelernt, einen Motor zusammenzubauen, dafür kann er eine Festplatte auseinandernehmen. Er will Web-Designer werden. Stunden verbringt er vor dem Bildschirm, regungslos bis auf die über die Tastatur fliegenden Hände.

Aber Bildung kostet Geld. Früher hat die große Gleichmacherin Armut den Zugang aller zu Schulen garantiert. Mit der sich

öffnenden Wohlstandsschere schwindet jedoch auch die Chancengleichheit. Inzwischen bestimmt das Einkommen die Qualität der Bildung: Wer Geld hat, schickt sein Kind auf eine Privatschule; wer viel Geld hat, zum Studieren ins Ausland.

Mais Gehalt von umgerechnet rund 150 Euro und Truongs unsicheres Einkommen als selbstständiger Mechaniker reichten deshalb nicht aus, um in eine konkurrenzfähige Ausbildung der Söhne zu investieren und gleichzeitig ihren Lebensstandard zu erhalten.

Deshalb schlüpft Mai am Nachmittag in eine wieder andere Rolle: In einer weißen Kochjacke steht sie am Gasherd ihres Cafés, schwenkt den Wok, bis die Flammen zischend in die Pfanne schlagen und das Fleisch flambieren. Mai ist eine exzellente Köchin, vor zwei Jahren hat sie das „Hart-

ford“ übernommen. Seitdem hat sie zwei Arbeitsplätze.

HA LE ERWACHT. Unwillig hält er sich die Ohren zu, aber seine Klassenlehrerin klatscht in die Hände bis zum unüberhörbaren Crescendo. Schließlich rappeln sich 26 Jungen und Mädchen mit schlafverstörten Gesichtern hoch.

Zwei Stunden lang haben sich die Kinder auf zusammengeschobenen Schulbänken ausgeruht – so diszipliniert, so widerspruchslös, wie sie am Morgen Sport getrieben haben. Ha Les Lehrerin verteilt Bananen als Nachmittagsimbiss, bürstet einem Mädchen das Haar, hilft einem Jungen, die Schuhe zu binden. Sie ist fürsorglich, nur wenn der Lärmpegel steigt, schlägt sie mit einem Stecken auf ihr Pult. Das zischt gemein, sofort kehrt Ruhe ein.



Der Vater holt Ha Le von der Privatschule ab. Zur Geburt vor zehn Jahren hat sich der Motorradmechaniker gewünscht, dass sich sein Sohn nie schmutzig machen muss

Rundumkontrolle – aber mit sehr sanfter Hand: Das ist das pädagogische Regiment der kleinen Schule. Die Nguyens wussten, dass Ha Le, ihr zartes Pflänzchen, das so viel Zuwendung braucht, mit dem rigorosen Stundenplan einer öffentlichen Schule schlecht zurechtkommen würde. Er soll sich aufgehoben fühlen, viel singen, viel malen, frühzeitig Englisch lernen, in einer „freundlichen Umgebung zu einem freundlichen Menschen werden“, sagt Mai.

Rund 60 Euro bezahlt sie im Monat für die Privatschule. Das entspricht in etwa dem Doppelten eines vietnamesischen Durchschnitts-Monatsgehalts.

Wer immer es sich leisten kann, versucht dem staatlichen Schulsystem zu entkommen: Es ist korrupt und hat die Eltern wie ein Krake in den Fängen. Da kostet zum Beispiel ein Platz in einer begehrten Grund-

schule umgerechnet 500 Euro: „Ich habe das Geldbündel in ein Körbchen mit Mandarinen gesteckt“, erzählt eine Mutter.

Auch viele Lehrer sind längst nicht nur auf ihre (mageren) Gehälter angewiesen. Teilnahme an ihren Nachhilfestunden ist sehr „empfohlen“. Und dann kommt der „Tag des Lehrers“: Nachlässig jene Eltern, die den Pädagogen die Honneurs verweigern! In den Schulheften finden sich vorher Hinweise auf „ungenügende“ Leistungen. Diese Fingerzeige gilt es zu lesen: Reicht eine Flasche Shampoo, um die Mathematiknote zu verbessern? Muss es eine Flasche Parfüm sein? Oder besser Bares?

Gekaufte Noten, teuer bezahlte Zeugnisse: Zu viele Jugendliche verlassen die Schulen mit Kenntnissen, die nur auf dem Papier existieren. Das „edle Gut“ Bildung wird zur Schimäre – und damit zur Gefahr für den

ökonomischen Erfolg des Landes. Schon jetzt fehlen den Firmen Fachkräfte.

Ha Les Noten müssen echt sein, denn sie sind miserabel. Beim jüngsten Examen hat er in Mathematik nur sechs von zehn möglichen Punkten erreicht; die Addition von Dezimalzahlen wollte nicht in seinen Kopf. „Das ist das schlechteste Ergebnis in der Klasse“, entschuldigt sich seine Lehrerin, verlegen, als sei das ihre Schuld.

DIE DUNKELHEIT verschluckt die Schlieren der Abgaswolken am Himmel. Neonlampen tauchen Mais Café, das als Betonwürfel auf dem Dach eines Neubaus sitzt, in kaltblaues Licht. Die roten Sitzecken, die Falten im Teppichboden liegen gnadenlos ausgeleuchtet da. Am Abend ist das „Hartford“, wie meistens, fast leer. Das Fernsehgerät dröhnt um die Wette mit dem CD-



Am Computer lässt Ha Le drachenförmige Monster durch Irrgärten rennen. Draußen spielt er kaum, das wäre zu gefährlich. Die Familie lebt an einer vielbefahrenen Straße in Hanois Zentrum

Player. An der Bar hält ein junger Mann sich versonnen an einer Flasche Bier fest.

Tristesse, die nicht so recht zu Mai passen will, und doch: ihre Existenz. Umgerechnet 400 Euro Miete zahlt sie im Monat – sie muss die dreifache Summe umsetzen, um sieben Angestellte zu bezahlen, Kosten zu decken und etwas zu verdienen. Jetzt will der Hausbesitzer die Miete rabiat erhöhen.

Lange hat sie von einem eigenen Restaurant geträumt. Sie freut sich, wenn sie im Fahrstuhl „Hartford, 7. Stock“ in Aluminium geprägt liest. Denn das Café ist auch eine Zuflucht. Mai ist nicht mehr gern zu Hause in der winzigen Wohnung über der Werkstatt. Truong trinkt viel, viel zu viel.

Der jungenhafte, fröhliche Mann ging immer gerne „zum Angeln“, wie seine Frau seine Eskapaden höflich-spöttisch umschrieb. Doch schon damals nagte eine

kleine Angst an Mai, dass der den Gaumen verätzende, selbst gebrannte Reisschnaps irgendwann vollständig von Truong Besitz ergreifen könnte. So ist es geschehen.

Mai sieht erschöpft aus, wie sie da im zu hellen Licht in dem zu leeren Raum sitzt und erzählt. „Das Leben ist leichter geworden seit Ha Les Geburt, weil wir mehr Geld haben. Aber manchmal fühle ich mich verlassen. Und dann frage ich mich, warum kommt eigentlich nie jemand und sagt: „Liebe Mai, willst du eine Zitronenlimonade? Soll ich dir einen Stuhl bringen?“ Sie lacht – ein Scherz. Undenkbar, solche Sätze.

Abrupt steht sie auf, als müsste sie der Versuchung zu jammern entkommen. Es ist neun Uhr abends, Tu hat lange genug bei ihr im Café am Computerbildschirm geklebt. Zeit, dass er sich zu Hause um seinen kleinen Bruder kümmert. Mai steckt Tu ein

paar Scheine zu, „kauf süßen Klebreis. Pass auf, dass Ha Le isst!“

Vor ihr liegen noch zwei Stunden Arbeit. Sie muss die Tageseinnahmen abrechnen, die Kalkulation für einen Kindergeburtstag erstellen, die Küche aufräumen.

Wenn das Gebrüll der Stadt verstummt ist und Sprühwagen den Staub des Tages davonspülen, fährt Mai durch stille Gassen nach Hause. Ha Le wartet auf sie. Vielleicht hat er etwas gegessen, wahrscheinlich hat er zu lange vor dem Fernsehgerät gehockt. Sicher aber ist er übermüdet. Er schlafst nie ein, bevor Mai ihn nicht in ihre Arme nimmt. □

1999, zur Geburt des sechsmilliardsten Erdenbürgers, berichtete GEO-Redakteurin JOHANNA WIELAND erstmals aus dem Leben von Ha Le, Paulina und Mutia. Ihre nächste Menschenkinder-Geschichte wird 2013 erscheinen, wenn die drei ihren fünfzehnten Geburtstag feiern – und geschätzte 7,2 Milliarden Menschen auf der Erde leben.

ZEIGE MIR, WOMIT DU SPIELST ...

... bittet der italienische Fotograf Gabriele Galimberti Kinder weltweit. Und erfährt, wie unterschiedlich sie leben, was sie lieben und schätzen





ARAFA UND AISHA, 4 JAHRE TANSANIA

Die Zwillinge Arafa und Aisha Saleh Aman tragen die gleiche Kleidung, gehen in dieselbe Klasse, teilen Bett und Spielzeug miteinander. Ihr Elternhaus in einer Kleinstadt auf Sansibar besteht aus zwei Schlafzimmern. Küche und Toilette sind draußen

TAHA ABOU CHELLAH, 4 JAHRE LIBANON

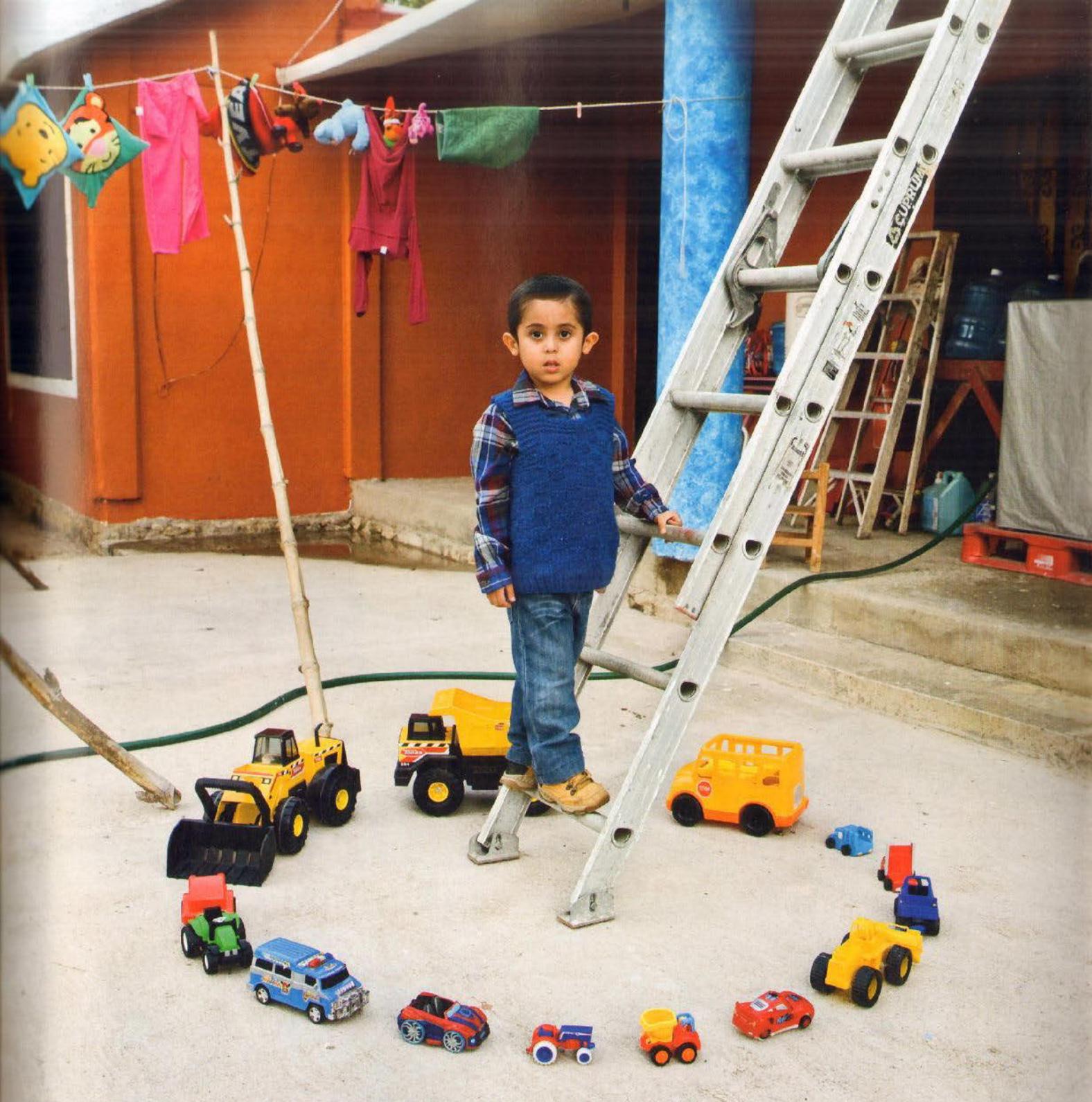
Sein Lieblingsspielzeug? Taha holt ein Auto hervor, etwas anderes besitzt er nicht. Er lebt mit seiner Familie und Tausenden anderen Palästinensern in einem Flüchtlingslager in Beirut. Um an Wasser und Strom zu gelangen, zapfen sie öffentliche Leitungen an

MAUDY SIBANDA, 3 JAHRE

SAMBIA

Vor einigen Wochen hat Maudy auf der Straße eine wahre Schatzkiste gefunden: einen Karton voll mit Sonnenbrillen! Sie und die anderen Dorfkinder spielen mit nichts anderem mehr. Und wenn sie sich nicht auf der Straße rumtreiben, sitzen sie alle zusammen in der einzigen Schulklassie: im Alter von drei bis zehn Jahren





ABEL SIENTES ARMAS, 4 JAHRE
MEXIKO

Am liebsten spielt Abel draußen und veranstaltet Autorennen.
13 Fahrzeuge nehmen teil, sein gesamter Spielzeug-Fundus. Manchmal darf auch seine jüngere Schwester mitmachen.
Abel ist das dritte von fünf Geschwistern.
Sie leben in dem 2400 Meter hoch gelegenen Dorf
Nopaltepec im Südosten Mexikos



ENEA SCHICCHI, 4 JAHRE
USA

Meist improvisiert Enea Songs wie »Batman« und »Spiderman«. Manchmal spielt auch seine ältere Schwester Anita mit, dann sind die beiden eine Band. Enea lebt in Colorado, in der Toskana kam er zur Welt. Sein Vater ist Italiener, seine Mutter Amerikanerin. Enea aber ist vor allem Musiker, wie sein liebster Onkel

ALLENAH LAJALLAB, 4 JAHRE

PHILIPPINEN

Allenah mag Stofftiere und kräftige Farben.
Deshalb ist die orangefarbene Maus ihr Favorit. Den weißen
Hund mag sie gar nicht, der wird viel zu schnell
schmutzig. Allenah wurde im Haus ihrer Eltern geboren,
weil es in ihrer Heimatstadt El Nido
für über 30 000 Einwohner nur einen Arzt gibt



ALESSIA PELLEGRINI, 5 JAHRE

ITALIEN

Alessia lebt auf einem der größten Bauernhöfe der toskanischen Kleinstadt Castiglion Fiorentino. Am liebsten hilft sie ihrem Großvater bei der Arbeit. Und dazu ist sie professionell ausgerüstet: Wenn sie die Chianina-Rinder im Stall füttert, eine antike Rasse aus der Region, bringt sie ihre Karre, Schaufeln und Harken mit



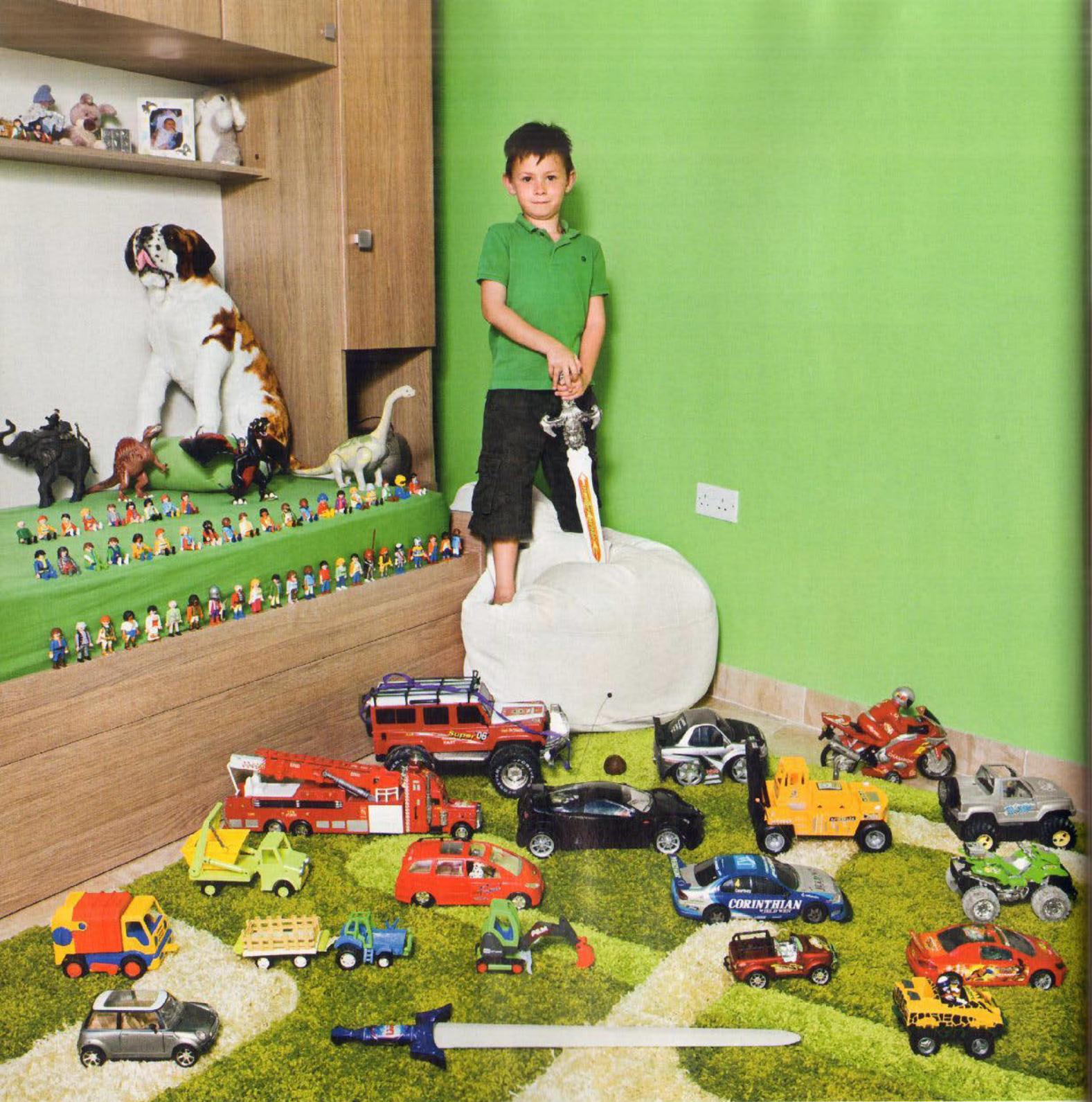


PAVEL DENISOV, 5 JAHRE

UKRAINE

Pavel möchte Polizist werden. Dafür trainiert er jeden Tag.

Er legt seinem jüngeren Bruder Handschellen an, verhört ihn wegen mutmaßlichem Autodiebstahl. Nur manchmal darf sich der Gefangene auch in einen Polizisten verwandeln – wenn Freunde vorbeikommen und Pavel zu ihrer Verhaftung Verstärkung braucht



DAVIDE PACE BUGEJA, 4 JAHRE

MALTA

Stofftiere, Playmobil, Autos und Schwerter:
Bei Davide kommt alles zum Einsatz. Er hat sein grünes
Zimmer für sich allein, sein jüngerer Bruder und
seine ältere Schwester haben auch eigene Zimmer. Seine
zehnköpfige Familie wohnt in einem Haus südlich
der Hauptstadt Valletta

JULIA XHAKO, 3 JAHRE

ALBANIEN

Von allen Puppen sind Julia Barbies die liebsten.
Die Gitarre hat sie von ihrem Vater bekommen – er hofft,
dass sie Musikerin wird. Das Einzelkind soll auch
bald Italienisch sprechen. Ihre Eltern haben die Sprache mit-
hilfe italienischer TV-Sender gelernt. Sie leben in einer
kleinen Wohnung im Zentrum Tiranas



BOTLHE MOHUTSIWA, 4 JAHRE

BOTSWANA

Botlhe hat nur ein Spielzeug, einen Plüschaffen – und den röhrt sie so gut wie nie an. Viel lieber spielt sie mit ihren Freunden, die alle in derselben Wohnanlage zu Hause sind. Botlhe lebt dort mit ihrer Familie in einem kleinen Haus. Die Toilette müssen sie sich mit drei anderen Familien teilen





RALF MAZULIS, 4 JAHRE
LETTLAND

Auf dem Bürgersteig veranstaltet er Rennen,
seinen Lieblingsfilm, »Cars«, sieht er einmal pro Woche.
»Mein Sohn heißt Ralf, wie der Formel-1-Held«,
sagt seine Mutter stolz. Und dass er praktisch in einem Auto
aufgewachsen sei. Sie fährt seit zehn Jahren Taxi in der
Hauptstadt Riga, oft nimmt sie Ralf mit



ORLY GARZA, 6 JAHRE

USA

Die Dinosaurier über seinem Bett sollen Orly vor Geistern beschützen – und vor Mexikanern, die ihn kidnappen könnten. Orly lebt in Texas, die Grenze nach Mexiko ist nur drei Kilometer entfernt. Von dort stammt seine Mutter. Doch sie will nicht, dass Orly jemals ihre alte Heimat besucht. Es sei dort zu gefährlich

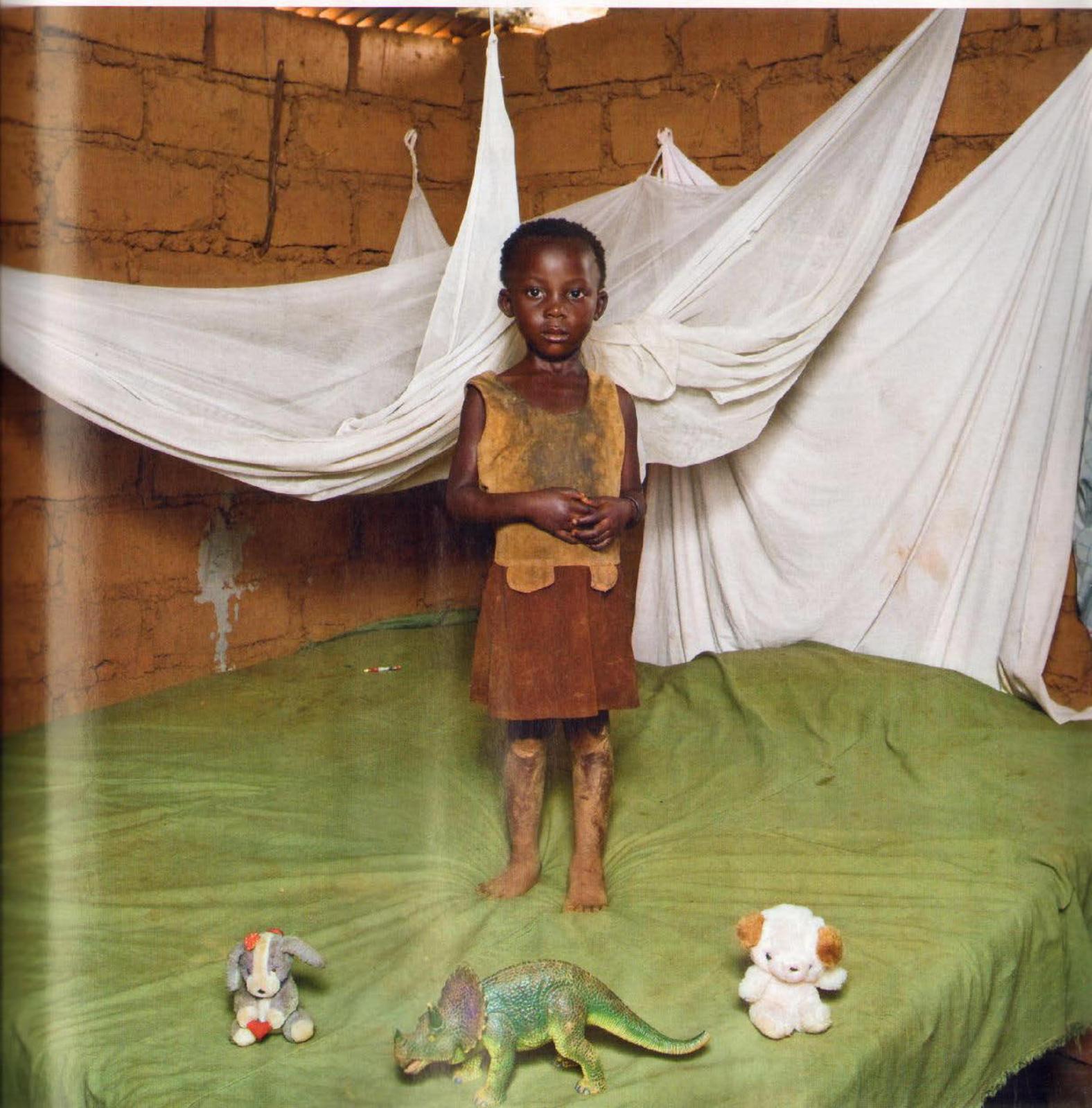
CHIWA MWAFULIRWA, 4 JAHRE

MALAWI

Auch Chiwas Dinosaurier ist ein Schutzenengel:

Er behütet sie vor gefährlichen Tieren, wenn sie mit ihrer Mutter
Wasser vom Fluss holt. Deshalb liebt sie ihn noch mehr
als Teddy und Hund – alles Geschenke einer Hilfsorganisation.

Meist aber spielen sie und ihre Schwester im Freien,
mit 50 anderen Dorfkindern □







Ordnung und Disziplin von Beginn an:
Gebannt blicken chinesische Erstklässler auf
die Volksarmisten, die zur Eröffnungs-
zeremonie in der Jun-Min-Xiang-Schule in
Beijing an ihnen vorbeimarschieren

DER ERSTE SCHULTAG

Jahr für Jahr werden weltweit um die 140 Millionen Jungen und Mädchen eingeschult. Manche müssen für diesen Schritt ins Leben strammstehen, andere stundenlang laufen. Einige sind erst drei Jahre alt, andere schon fast Teenager







PAPUA-NEUGUINEA

Zum Schulbeginn – und fortan jeden Dienstag – treten die Eleven der Grundschule von Lelehoa auf dem Hof an, und einer von ihnen hisst die Flagge. Die traditionelle Kleidung mit Kopfschmuck und Röcken aus Blättern des Pandanus-Baumes soll sie dabei an die Bräuche ihrer Vorfahren erinnern. Die ersten Lehranstalten wurden von Missionen gegründet, die auch heute noch zahlreiche Grundschulen betreiben.





PALÄSTINA

Vom Gesicht ihrer Lehrerin sehen die Schülerinnen der Halima-Al-Sadia-Mädchen-Schule in Gaza-Stadt nur die Augen. Sie selbst müssen nur Haare und Hals verbergen. Viele werden erst mit Jahren Verspätung eingeschult, an einen geregelten Alltag ist nicht zu denken. Immer wieder kommt es zu israelischem Beschuss, zu Anschlägen und Unruhen. Viele Schulen dienen zeitweise als Notunterkünfte



NEPAL

Am Einschulungstag wird der sechsjährige Lobsang Lama von seiner Schwester Jongba (l.) und einem Nachbarmädchen begleitet.

Seine Mutter sagt, sie sei froh, dass er es nicht besonders weit habe: täglich vier Stunden Fußweg und 800 Meter Höhendifferenz. An der 3300 Meter hoch gelegenen Lophelling-Schule im Manang-Gebiet wird auch auf Tibetisch unterrichtet – für die vielen Flüchtlingskinder in der Region



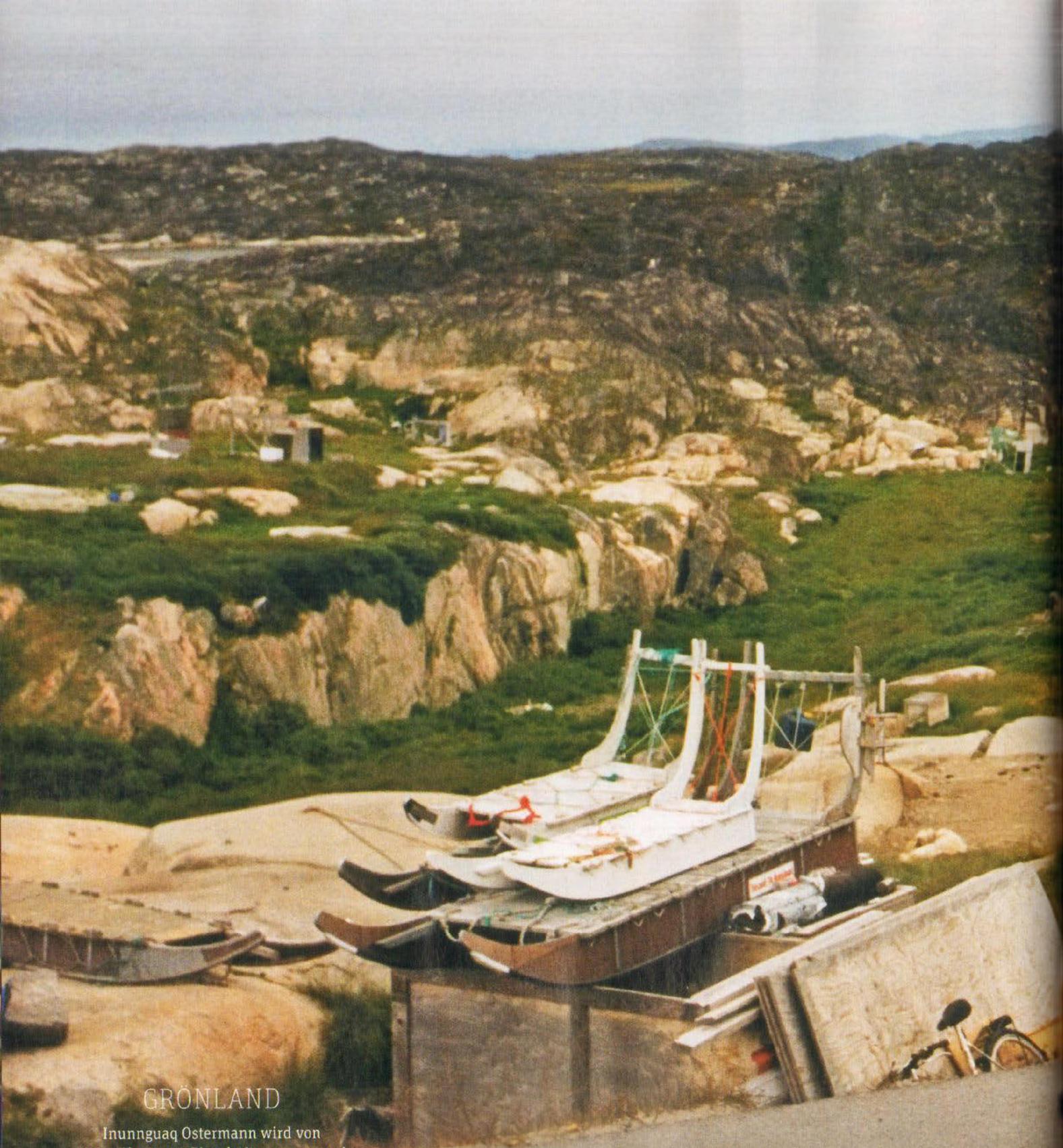


PERU

Die Schule im Andendorf Huilloc öffnet für die Erstklässler mit sechs Tagen Verspätung.

Und es macht auch nichts, dass schon Dreijährige in der Klasse sind, obwohl Kinder normalerweise erst im Alter von fünf Jahren eingeschult werden. Auf dem Stundenplan des ersten Tages stehen geometrische Grundformen. Unterrichtet wird auf Quechua, der Sprache der Bergbewohner. Später kommt Spanisch hinzu.





GRÖNLAND

Inunnguaq Ostermann wird von seinen Eltern zur Einschulungszeremonie begleitet. Nach der Schulfreier kommen Verwandte und Freunde zum »Kaffimik«, dem Fest daheim mit Kaffee, Kuchen und Geschenken für Inunnguaq. Der Sechsjährige träumt davon, Arzt zu werden. Früher haben viele Kinder hier das Schulalter nicht erreicht, sie starben an Krankheiten oder überlebten die harten Winter nicht □



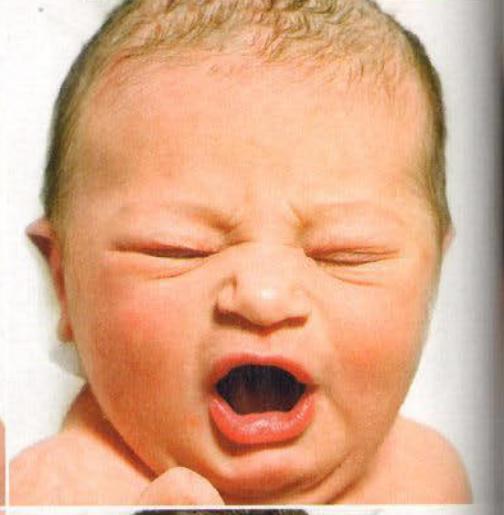
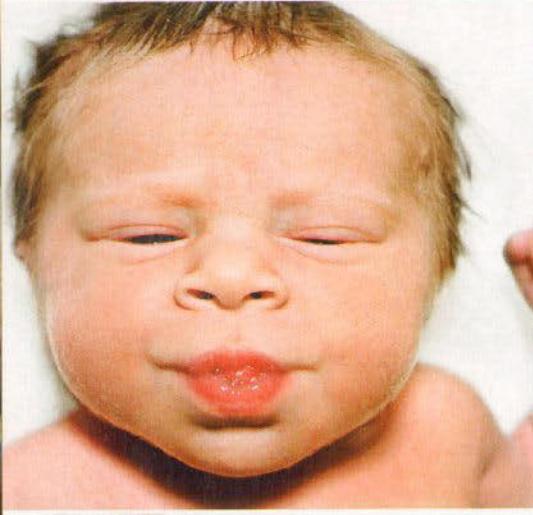
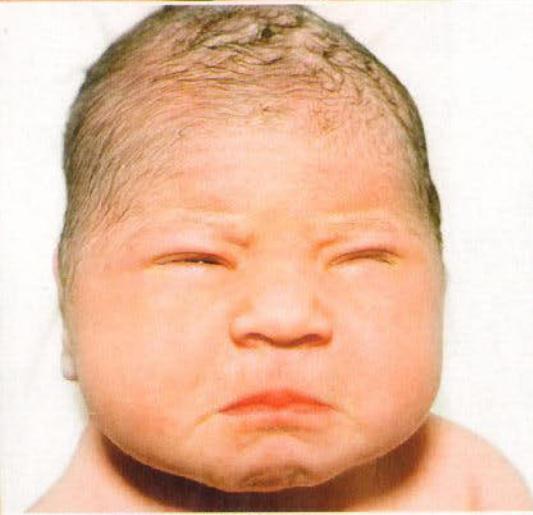


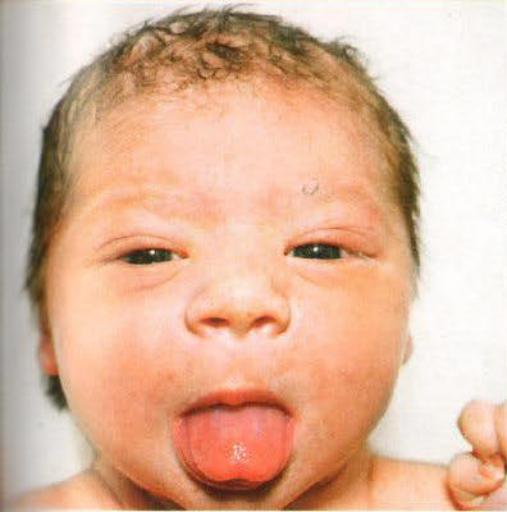


DEN KINDERN GEHT ES FANTASTISCH

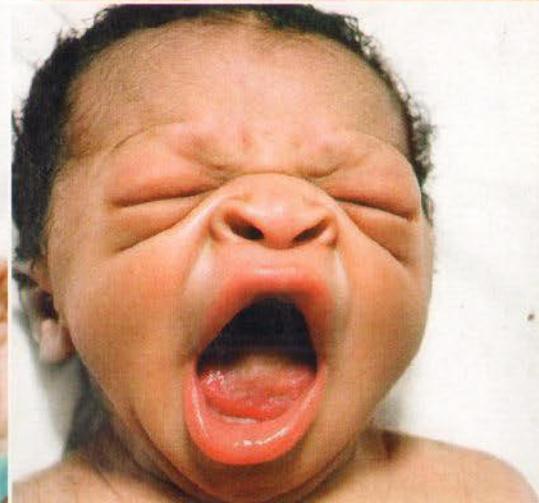
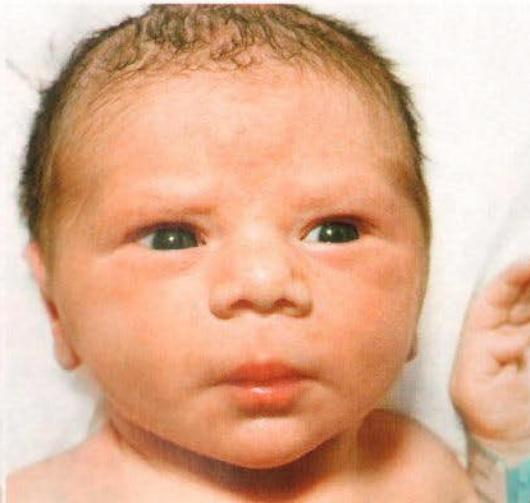
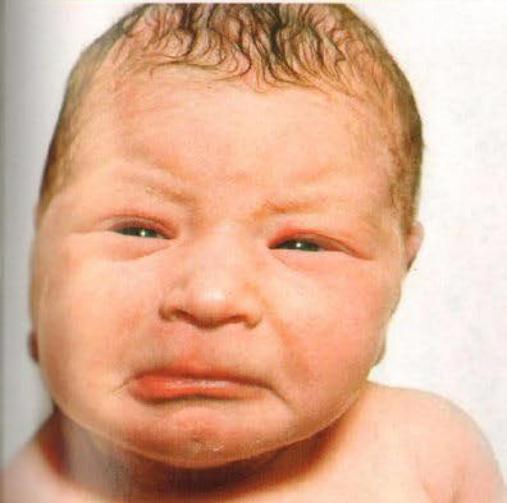
Wenn kleine Forscher nach verborgenen Fakten graben, ist stets eine wundersame Macht mit im Spiel: die Fantasie. Erwachsene Wissenschaftler erkennen in ihr das wichtigste Werkzeug der Weltaneignung. Und jene Kraft, die uns zum Menschen macht

von Fred Langer (Text)





Wer die Neugeborenen betrachtet,
die in ihren ersten Lebensminuten von
Thierry Bouët porträtiert wurden,
kann sich eines Verdachts nicht erwehren:
In diesen Köpfen geht schon viel vor.
Entwicklungspsychologen stimmen zu –
Babys wissen, können, verstehen
mehr als angenommen







Im kindlichen Rollenspiel erkennen Psychologen das Vermögen, sich in andere einzufühlen und Alternativen abzuwägen. Die Märchenprinzessin wurde von Delphine Chanet fotografiert, die Krieger entstammen einem Langzeitprojekt Donna Pinckleys

Sofie Knijff zeigt, wie Kinder sich im Traumberuf sehen: Der Junge aus Mali möchte Arzt werden, das Mädchen aus Südafrika Schauspielerin, der kleine Inder Geschäftsmann, die Zwillinge aus Delhi Ingenieur und Architekt

Seife! Aber das ist doch Seife!“ Die dreijährige Anna schüttelt entnervt den Kopf. Erklärt es noch einmal, langsam, unmissverständlich: „Das! Ist!! SEI-FE!!!“ Die Puppe aber macht, was sie will. Knabbert ungerührt weiter an dem grünen Bauklotz. Anna kann es nicht fassen. Und Hannes Rakoczy lächelt ein zufriedenes Was-zu-beweisen-war-Lächeln.

Rakoczy, 36, leitet die Abteilung Biologische Entwicklungspsychologie an der Universität Göttingen. Wir sitzen hinter einer verspiegelten Scheibe in einem abgedunkelten Raum, unsichtbar für das Mädchen, das weiter auf die Puppe an der Hand einer Wissenschaftlerin einredet. Kameras dokumentieren Annas Ärger, der so viel mehr ist als nur Ausdruck kindlicher Frustration.

In anderthalbjähriger Arbeit hat Rakoczy mit seinem Team das Versuchsdesign entworfen und immer weiter optimiert. Die Grundaufstellung: Erwachsene präsentieren Kind grüne und gelbe Bauklötzte. Der grüne Klotz, erklärt die Versuchsleiterin, sei Seife, die gelben gelten als Brötchen. Mit dem einen wäscht man sich die Hände, dann darf man die anderen essen. So geht das Spiel im Dienste der Forschung.

Im Alltag versenken sich Kinder mit Hingabe immer wieder in solch simple Als-ob-Szenarien. Im Handumdrehen werden Klötzte, Klammern, Zollstöcke zu Pferden, Lastwagen, Schwertern.

Oder die Kinder verwandeln sich im Rollenspiel selbst: Meine Tochter zum Beispiel, zweieinhalb, stellt ihre sämtlichen Stofftiere akkurat im Halbkreis vor sich auf, vom Tiger bis zum Teddy. Dann singt sie der versammelten Mannschaft „Alle meine Entchen“ vor, unterbrochen von einem gelegentlichen mahnen „Sitzt bleiben!“. Sie schlüpft in die Rolle einer strengen Erzieherin.

Früher hielt man solche schauspielerischen Einlagen für Hirngespinste. Rührend, aber bedeutungslos. Erst neuerdings nimmt die Wissenschaft das Kinderspiel ernst – und erkennt darin die Fundamente des menschlichen Daseins.

Hinter der Zauberformel Als-ob verbirgt sich die Fähigkeit, Alternativen zur Realität

zu entwerfen. Im Rollenspiel, so hat Paul Harris in seinen Forschungen an der Harvard-Universität nachgewiesen, entwickeln sich Einfühlungsvermögen und Mitgefühl, aber auch Skepsis: Es ist nicht alles, wie es scheint. Und im Regelspiel zeigen Kinder, wie wichtig ihnen die Einhaltung verbindlicher Absprachen ist – ein Wesenszug des Menschen, der unsere Zivilisation geprägt hat.

DIE MASKERADE ALS QUELL DER ERKENNTNIS

Jean Piaget, der 1980 verstorbene, in seinen Thesen aber noch allgegenwärtige Überalter der Entwicklungspsychologie, war fest überzeugt: Die sprudelnde Fantasie der Kinder sei nichts weiter als eine Fehlanpassung, die sich beim Erwachsenwerden von selbst repariere. Paul Harris hält dagegen: Das Fantasieren ist eine kostbare Gabe, die sich von Jahr zu Jahr verfeinert und uns ein Leben lang begleitet.

Kleine Kinder können viel mehr, als Piaget und seine wissenschaftlichen Jünger nur im Entferntesten ahnten.

- Bereits mit drei Monaten verstehen Babys einfache physikalische Zusammenhänge.
- Mit sechs Monaten können sie zwischen Gut und Böse unterscheiden.
- Im Alter von neun Monaten zeigen sie ein statistisches Grundverständnis.
- Auch altruistische Regungen lassen sich erstaunlich früh nachweisen: Mit 14 bis 18 Monaten bieten Kinder ihre Hilfe an, ohne darum gebeten worden zu sein.
- Etwa zur gleichen Zeit lernen sie, die Gedanken anderer zu interpretieren: Sie entwickeln ein Gespür für die Vorhaben ihres Gegenübers.

Der noch bis vor wenigen Jahren unbestrittene Befund vom realitätsverwirrten Kind, das nur aus Unreife fantasiere – er war vor allem das Ergebnis falscher Methodik. „Wer Kinder komplizierten Versuchsanord-

nungen und Fragen aussetzt, erhält keine verwertbaren Antworten“, sagt Rakoczy. Er selbst setzt auf simple Spiele: „Wir achten nicht so sehr darauf, was die Kinder sagen. Wir beobachten eher, was sie tun.“

Dazu braucht es Versuchsleiter mit schau- und puppenspielerischen Fähigkeiten. Mit viel Einfühlungsvermögen. Und mit Sinn für perfektes Timing: Läuft die Spielhandlung zu schnell ab, fühlen die Kinder sich überfordert, geht es zu langsam voran, schweifen sie ab.

Das Drama „Seife und Brötchen“, zweiter Akt, Auftritt Arthur: Die Versuchsleiterin lässt die Handpuppe sagen: „Ich will mitspielen!“, was Anna freudig akzeptiert. Doch der Partner entwickelt sich schnell zum Problem. Er spielt falsch. Wäscht sich mit dem „Brötchen“ die Hände. Und isst dann die „Seife“.

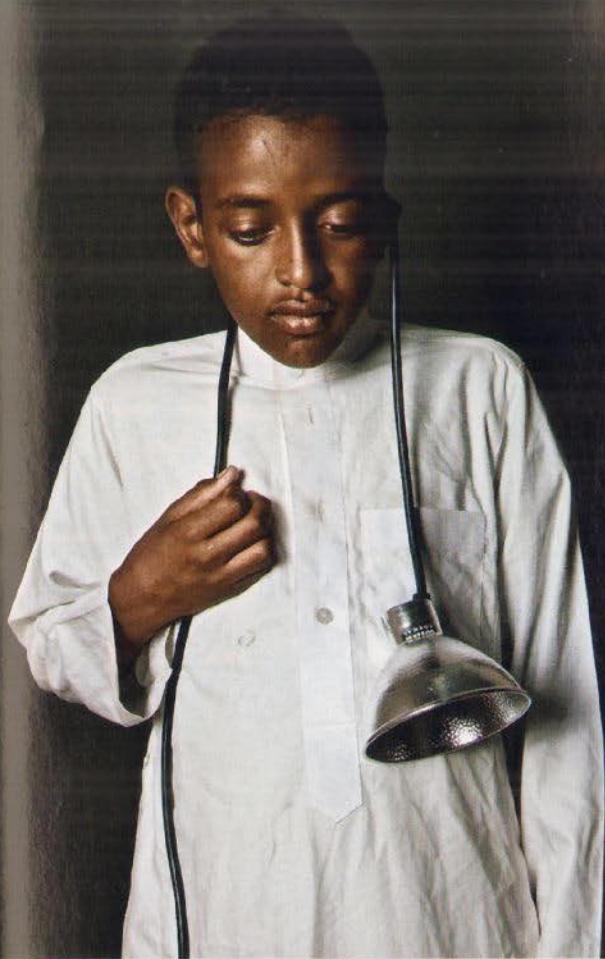
Im darauf folgenden Protest einer Dreijährigen offenbart sich, was uns im Tierreich einzigartig, was uns zu Menschen macht: Wir haben eine Vorstellung davon, wie man nach Regeln spielt.

Manche davon sind simpel – gelbe Klötzte gelten unter bestimmten Bedingungen als „Brötchen“; ein blau bedrucktes Stück Papier als „20 Euro“. Andere unserer Regeln sind vertrackt; wie das passive Abseits im Fußball. Unzählige gesellschaftliche Verträge gehen wir im Leben ein, kleine (Nicht schlürfen!) und große (Angriffskrieg und Völkermord sind keine Optionen). Und wir haben sie fast immer alle im Blick.

Weshalb aber ist Annas Sparringspartner eine Puppe?

„Mit Erwachsenen funktioniert das Spiel nicht“, erklärt Rakoczy. „Wir haben zu viel Autorität.“ Mit einem Erwachsenen würde sie versuchen, „erwachsen“ zu kommunizieren, mit der Puppe aber schaltet Anna ohne Weiteres in den Spielmodus, was bedeutet: Eine Dreijährige schwingt sich zu kühner Gedankenakrobatik auf.

Sie akzeptiert mühelos die Aufhebung objektiver Wahrheiten und versteht die logischen Verknüpfungen innerhalb des Spielplans. Mit dem Ende der spielerischen Episode löscht sie die künstlichen Zuschrei-





Nicht ganz von dieser Welt:
Angelika Sher fotografiert ihre Kinder
und deren Freunde in einem Treib-
haus der Imagination. Oder lässt sie zeigen,
wie man Gewissheiten einfach auf den
Kopf stellen kann

bungen wieder. *Game over* – der Geist weicht aus der Puppe, Bauklötzte werden wieder zu Bauklötzen.

An diesem Punkt wird es im wahren Leben dann gern etwas lauter. Vor allem, wenn der Pfad der Realität nach Hause oder ins Bett führt. „Noch ein Mal!“ Auch darin offenbart sich die Kraft der Fantasie.

Als-ob-Spiel, Rollenspiel, schließlich das Regelspiel, die Königsdisziplin von *Homo sapiens*: Übungsplätze der Menschwerdung, die nur über die Fantasie zugänglich werden. Jene wundersame Macht, die wir Erwachsenen, verglichen mit ihrer Schwester im Geiste, der Intelligenz, beständig unterschätzen.

MASKENMÄNNER STARREN aus weißen Muschelaugen in einen fensterlosen Raum. Schwarze Holzgestalten stemmen bunt gemusterte Deckenbalken. Geschnitzte Fratzen glotzen aus dem Halbdunkel. Elf Kinder im Alter zwischen sieben und zwölf Jahren sitzen auf Bastmatten im Versammlungs- haus der Maori, das in der Südsee-Abteilung des Hamburger Völkerkundemuseums aufgebaut ist. Sie philosophieren über das Wesen der Fantasie.

„Fantasie ist, was nicht echt ist. Wenn man tief in sich reinsinkt, kann man Bilder sehen und sich ausdenken, was es alles nicht gibt“, erklärt eine Elfjährige.

„Aber auch, was es gibt“, ergänzt der Junge neben ihr. „Man kann sich vorstellen, in einem Flugzeug zu sitzen, und man sitzt gar nicht wirklich drin. Aber das könnte so sein.“

Aus der Ecke murmelt einer bedächtig: „Fantasie ist alles, was man sich so vordenkt.“

„Gedankenflieger“ heißt die Veranstaltung, organisiert vom Hamburger Literatur- haus an Orten, die Kinder inspirieren. Wer ihnen zuhört, ist schnell überzeugt: Hier diskutieren Experten. So konzentriert, so ernsthaft. In diesem Alter sind sie Spezialisten des Imaginären, allesamt.

Deshalb auch kennen sie den Grenz- verlauf zwischen Realität und Einbildung genau, unterscheiden traumwandlerisch sicher zwischen Spiel und Wirklichkeit. Man kann das wissenschaftlich nachweisen, aber

auch mit der Grillwurst in der Hand am Rande des Kindergeburtstags beobachten. Wenn der Zauberer auftritt und die Kleinen – unglaublich! – staunen. Sich kringelig lachen, weil der Mann mit dem Hut die Realität scheinbar verbiegen kann. Und dabei so gut wissen wie wir: Es ist nur ein Trick. Schon Vier- und Fünfjährigen ist klar, dass Materie

PENDELFLÜGE ZWISCHEN REALITÄT UND FIKTION

nicht aus dem Nichts entstehen kann. Dass unbelebte Objekte nicht ihre Form verändern können. Dass die Prozesse des Wachstums und Alterns irreversibel sind.

„In wen oder was würdest du dich gern einen Tag lang verwandeln?“, fragt die Moderatorin die Kinder im Maori-Haus. Die Antworten: „In einen Adler, dann würde ich die Welt von oben angucken.“ – „In einen Pottwal, dann könnte ich das untere Meer sehen, wo die Feuerfische sind.“ – „In den Mann mit der Zeitmaschine, dann könnte ich in die Vergangenheit reisen und Dinge reparieren, die schiefgelaufen sind.“

Fantasien bedeuten für Kinder ab dem Vorschulalter vor allem gedankliche Fern- erkundungsflüge. Sich vorstellen, was möglich wäre, jenseits der Grenzen der Realität. Und für die Kleineren sind sie Werkzeuge, um die fremde, verwirrende Welt zu erfassen und zu kartieren.

Viel gäben Eltern dafür, die Welt einmal mit dem Blick ihrer Kinder betrachten zu dürfen. Was geschieht hinter den grünen Augen, unter dem blonden Schopf einer Zweieinhalbjährigen? Alison Gopnik, Psychologieprofessorin an der kalifornischen Berkeley-Universität, wagt sich weit vor auf dieses nebelverhangene Terrain.

Wären wir Kleinkinder, so ihre These, dann müsste die Alltagsumgebung auf uns wirken, als bereisten wir ein unbekanntes Land. Alles erschien interessant, neu, verstörend, wir wären gefangen in grenzenlosem Staunen. Hellwach, zu aufgeregten zum

Schlafen und ständig müde von all den Eindrücken. Wir beginnen laufend Fehler und würden ständig falsch verstanden. Wir wären überfordert, oft den Tränen nahe. Und könnten uns doch dem Sog all der exotischen Signale und Rituale, dem Zauber der Geräusche und Gerüche nicht entziehen. Ein chinesischer Nachtmarkt, eine labyrinthische Kasbah. *Lost in Translation*.

Weil dieser nie abreißende Neuigkeitenstrom verarbeitet werden muss, sind unsere imaginativen Prozessoren in der ersten Lebensspanne am leistungsfähigsten. Schon im Mutterleib bilden sich erste Kontaktstellen zwischen den Hirnzellen und der Sehrinde: Synapsen. Ist das Baby auf der Welt, formieren sich mit jedem optischen Reiz neue Verknüpfungen. Jeden Tag entstehen dann in der Sehrinde zehn Milliarden neuer Synapsen. Immer gieriger nehmen die Neugeborenen damit Sinneseindrücke in sich auf. Doch schon gegen Ende des ersten Jahres beginnt der Rückbau. Nur jene Kontaktstellen, die ständig angeregt und gebraucht werden, festigen sich. Der Rest verkümmert. Täglich gehen dann wieder Milliarden Synapsen verloren. Ein Trend, der bis ins frühe Erwachsenenalter anhält.

„Mit zwei oder drei Jahren verbringen Kinder den größten Teil ihrer wachen Zeit in einer Welt voller imaginärer Wesen, möglicher Universen und angenommener Identitäten“, sagt Alison Gopnik. Sie sind unvoreingenommen und ohne jedes Vorurteil, deshalb steht ihr Tor zur Welt weit offen. Und an unserem wacht längst ein Türsteher, der immer gestrenger wird: die selektive Wahrnehmung. „Je mehr wir wissen, desto weniger sehen wir“, sagt Gopnik. Wir fokussieren immer schärfer, blenden immer mehr Dinge aus – auch spannende. „Vernunft des Alters“ nennt sich das dann.

Kinder aber erschließen die Welt noch in einem ununterbrochenen Erkunden von Ursache und Wirkung. In diesem Laboratorium entsteht der Wahnsinn des Elterndaseins. Der volle Teller bewegt sich langsam über die Tischkante: ein physikalischer Versuch mit spektakulärem Ergebnis. Die Mütze wird wieder und wieder trotzig in die



Ob Delfin, Puppe, Rutsche oder Ball: Wo kindliche Fantasie und reale Objekte zusammentreffen, entstehen Spielwelten, aus denen Erwachsene meist ausgeschlossen bleiben. »Mind Games«, Gedankenspiele, nennt Julie Blackmon ihre Fotos; sie zeigen ihre eigenen drei Kinder mit Freunden. Kindheit ist für die Fotografin ein Lebensthema – sie selbst ist mit acht Geschwistern aufgewachsen



Sie durften mal so richtig unartig sein. »Aber als sie den Teddy fleddern sollte, weigerte sich die Kleine«, so Fotograf Christian Grund. »Mit dem Versprechen, dass er danach zum Arzt gehe und wieder gesund werde, waren die Bedenken verflogen«

Ecke gefeuert: ein psychologisches Experiment auf dem Feld der Durchsetzungskraft. Der Krümel auf dem Teppich muss auch geschmacklich analysiert, die Schreibtischschublade bis zum Grund geleert werden. Die bizarren Analogien und logischen Fehler der Kinder – ein Protokoll der Wege und Irrwege ihrer Weltaneignung.

„Sie leben ihr Dasein nicht auf einer Zeitschiene, auf der Erinnerungen in die Vergangenheit führen und Absichten in die Zukunft“, so Alison Gopnik. „Ihr Bewusstsein ähnelt eher einem ziellosen Umherstreifen. Geschützt durch die Schranken der Unreife, können sie gehen, wohin sie wollen.“

WENN WIR EINTAUCHEN könnten in die Wahrnehmungswelt eines Kleinkindes, wir würden wohl erschrecken – darüber, wie viel von uns selbst wir dort vorfänden. Gopnik nennt das Kleinkindstadium „unsere Forschungs- und Entwicklungsabteilung“, im Alter seien wir dann für „Produktion und Marketing“ zuständig – aber immer noch in der Firma mit dem Auftrag Weltaneignung. Und wir Erwachsenen nutzen noch immer dieselbe Technik, die wir als Kinder entwickelt haben: die Fantasie.

Fantasie ist der Konjunktiv des Denkens. Und das Fundament unseres Alltags. Umzug, Job-Angebot, Wochenendeinkauf – alles will in Gedanken durchgespielt sein. Wir versetzen uns ständig in andere hinein, erst durch unser Vorstellungsvermögen werden wir zu Mitspielern im menschlichen Ensemble. Glaube, Liebe, Hoffnung, Planungskompetenz: kostbare Gewächse aus dem Treibhaus der Fantasie.

Und um sie weiter zu üben und zu schärfen, unsere menschliche Kernkompetenz des Als-ob, erfreuen wir uns nur zum Spaß an den Fantasieprodukten unserer Artgenossen. Von dem Spiel „Seife und Brötchen“ führt ein logischer Pfad zur Lektüre von „Krieg und Frieden“. Ob Tolstoi oder Tatort, Zauberflöte oder Ballerspiel: Unsere Welt ist reich bestückt mit Fantasiewelten. „Kunst ist das schönste Abfallprodukt der Menschwerdung“, sagt Hannes Rakoczy.

Und so ergreifend.

Wir sitzen mit feuchten Augen oder rasendem Puls im Kinosaal, obwohl wir doch wissen: Es ist nicht wahr, was da passiert. Aber schon als Kinder haben wir gelernt, uns emotional auf künstliche Welten einzulassen. Wie oft habe ich meine Tochter gejagt, angeknurrt, verbellt. Erst gespielter Schreck, dann ausgelassenes Gekicher.

ALLTAGSSPEKTAKEL UM URSACHE UND WIRKUNG

Kinder lernen zum Imaginieren rasch eine weitere Fähigkeit hinzu: die souveräne Regieführung. Wird es zu gruselig, dann vergewissern sie sich noch einmal, dass alles nur Spiel ist. Oder statten sich mit einem magischen Schwert aus, gegen das Monster nicht ankommen. Schlimmstenfalls beenden sie einfach das Spiel.

Und wozu nutzt uns Menschen diese tief in der Kindheit angelegte Eigenheit, Gedankenbilder emotional aufladen zu können? Die scheinbar paradoxe Fähigkeit hat sich als evolutionärer Vorteil erwiesen. Schon unsere Vorfahren stellten sich nicht nur vor, was möglich ist. Sie konnten auch erspüren, wie sich andere Varianten der Wirklichkeit anfühlen.

Und wenn er dann angerannt kam, der Stammesgenosse in der Vorzeit, und atemlos hervorstieß, dass ein Gefährte auf dem Baum sitze und unter ihm die Wölfe ihre Zähne fletschten, dann ließ dieser Auftritt die frühen Menschen nicht unberührt. Der emotionale Soundtrack der Fantasie weckt soziales Engagement: Sie sprangen auf und griffen gemeinsam zu den Fackeln. Ohne Vorstellungskraft, ohne Mitgefühl, ohne von Kindheit an gepflegte Fantasiebegabung hätten sie nur mit den Schultern gezuckt.

Und wären wohl nie Menschen geworden. Angehörige einer Tierart, die ihren Nachwuchs heute in mindestens 5000 Sprachen erzieht. Und die Einbildungskraft ihrer Kinder in unzähligen Varianten von „Kultur“ prägt.

DIE BILDERSAMMLUNG des Instituts für Frühkindliche Bildung und Entwicklung an der Universität Osnabrück umfasst weit über tausend Werke aus Europa, Amerika, Asien und Afrika: Zeichnungen kleiner Künstler, angefertigt für eines der weltweit größten Forschungsprogramme, das Kulturen der Kindheit über Kontinente hinweg miteinander vergleicht.

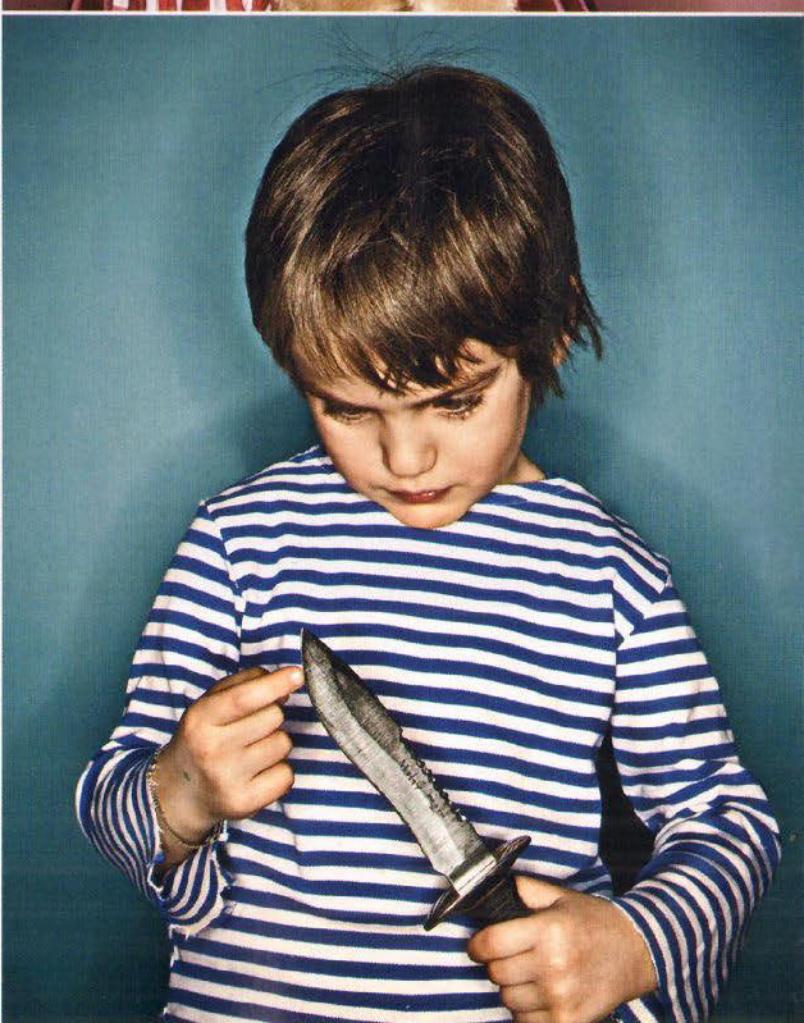
„Kinder verwenden in ihren Zeichnungen etwa 20 Grundelemente“, erklärt Institutsleiterin Heidi Keller. „Rundform“, „Schraffur“, „Looping“ – Symbole, die fast überall vorkommen. Das Repertoire wird allerdings von Kultur zu Kultur stark variiert. Und im Vergleich der Bilder zeigt sich, wie unterschiedlich Kinder die Welt sehen – je nachdem, wo auf ihr sie leben. Und wie sehr die Forschung in Europa und Amerika auf den eigenen Dunstkreis fixiert ist.

In Osnabrück werden die Bilder mit einem Raster versehen und Zeile für Zeile analysiert. Welche Formen und Konturen dominieren? Welche Flächen des Blattes sind bemalt, welche bleiben weiß? Wie groß, breit, hoch sind die Figuren, wie viele Millimeter misst der Kopf, mit und ohne Haare? Allein für die Fußform stehen sieben Kategorien zur Verfügung, von „Kein Fuß“ über „Rundform“ bis „Darstellung mit Zehen“.

Heidi Keller hat die Bilder zweier Vierjähriger vor sich. Das eine ist in einem Dorf der Nso entstanden, eines Bauernvolkes in Kamerun. Das andere in einer Berliner Altbauwohnung unter Stuckdecken.

Die kleine Deutsche bildet ihre Familie wie auf einem Foto ab: als Gruppe auf dem unteren Bildrand stehend, die gesamte Zeichenfläche ausfüllend. Auf dem Bild des Nso-Mädchen fliegen kleine Gestalten quer über das Blatt, aufgereiht wie an einer Perlenschnur.

Die deutschen Kinder versuchen den individuellen Größenunterschied von Vater, Mutter, Bruder wiederzugeben, die in Kamerun nicht. Die Selbstbildnisse der Nso sind Miniaturen im Vergleich zu den expressiven Großformaten ihrer deutschen Altersgenossen. Und die deutschen Kinder stellen sich meist lächelnd dar, die aus Kamerun oft





Im Kinderkosmos der eigenen vier Wände sucht Julie Blackmon nach zufälligen Situationen, die sie später am Computer mit anderen, teils gestellten Motiven verschmilzt: »Ich bilde nicht die Realität ab, ich zeige meine Interpretation des Alltags.« So verwandeln sich ihre Fotos in Fantasien, mischen sich Wirklichkeit und Fiktion – ähnlich wie im leuchtenden Tagtraum und kindlichen Spiel



ohne jedes Gesichtsmerkmal. Sehen die Kinder aus Kamerun ihre Welt freudlos? Sind Berliner Gören glücklicher?

Heidi Keller ließ per Video festhalten, wie deutsche Mütter mit ihren Babys interagieren. Ethnographisch, wie wir uns normalerweise exotischen Stämmen nähern. O-Ton: „Hallihallo ... Freust dich des Lebens, ne? Gefällt dir, ne? Lach doch mal! Einmal noch lachen! (...) Das gefällt dir, ne?“

Ein Dokument aus dem Land des Dauerlächelns. Nso-Mütter geben nicht viel auf Kinderlachen, deutsche Mütter leben dafür. Die Nso halten wenig Blick-, aber ständig Körperkontakt. Sie schneiden Gemüse oder fegen den Hof, das Baby dabei stets auf dem Rücken.

Nso-Kinder sind niemals allein. Deutsche Babys befinden sich durchschnittlich 9,5 von 24 Stunden außerhalb der Reichweite ihrer Mütter. Für die Frauen in Kamerun grenzt das an Vernachlässigung. Und Kinder über Nacht in ein eigenes Bett, ein separates Zimmer zu stecken, das ist in der Erziehungsphilosophie der Nso Kindesmisshandlung.

In typisch deutschen Haushalten liegen Babys viel und lange auf dem Rücken – die Nso-Mütter schütteln den Kopf darüber, wenn Heidi Keller ihnen das auf Videos vorführt. In Kamerun sollen die Kinder schnell laufen lernen, mit 18 Monaten führen sie schon kleine Aufträge aus, tragen ohne zu zögern einen leeren Eimer zum Nachbarn. Gelobt werden sie dafür nicht. Von ihnen werden Kooperation und Eingliederung erwartet. Deshalb die kleine Perlenkette von Personen auf den Bildern, von denen sich niemand hervortut.

Bei den Nso ist das gesamte Dorf für die Kindererziehung zuständig, bei uns wird sie mehr und mehr zu einer strikten Privatangelegenheit. Immer weniger Bezugspersonen, immer mehr Lob. O-Ton: „Toll machst du das. Super! Das weißt du schon alles! Gaaanz toll!!!“

Im Vergleich mit anderen Kulturen erweist sich, wie stark Realität und Fantasie einander beeinflussen. Wie sehr das wahre Leben die Weltsicht auch des Imaginierten prägt: Vor allem Väter und Mütter aus der

städtischen Mittelschicht in Deutschland neigen dazu, den Nachwuchs in all seiner Einzigartigkeit zu zelebrieren.

„Ständig gehen wir auf die Wünsche und Vorlieben der Kinder ein. Was willst du machen? Wo willst du sitzen? Was willst du essen? Willst du, dass der Papa kommt?“ Das Bombardement der Wahlmöglichkeiten

DIE FORMEL MENSCH: TEILE UND HERRSCHE

ten – für Heidi Keller ist es „Autonomieförderung bis zum Exzess“. Mit dem Resultat möglicherweise aufdringlicher, lauter, dominanter Kinder, die in jeder Situation die volle Aufmerksamkeit der Erwachsenen einfordern.

Die Zeichnung der kleinen Berlinerin: raumgreifend, den Stift kräftig aufgedrückt, so stellt sie sich selbst dar. Die Psychologin liest daraus auch alarmierende Signale.

„Ich sehe es in den Kindergärten, in denen wir unsere Studien durchführen: Drei- bis Fünfjährige sind nicht mehr in der Lage, gemeinsam Projekte zu realisieren. ‚Ich kann das auch alleine‘, höre ich da. Oder mit dem Ausdruck tiefsten Widerwillens: ‚Sollen wir das wirklich ZUSAMMEN machen?‘“ Unsere Kinder, warnt Heidi Keller, sind dabei, ihre Kooperationsfähigkeit zu verlieren.

Wie wertvoll diese Fähigkeit ist, zeigt der Vergleich zu unseren nächsten Verwandten – die sie nämlich nicht besitzen.

SCHIMPANSE, Gorilla, Bonobo und Orang-Utan sind weit unterschätzte Verwandte: Affen sind hilfsbereit (auch ohne Belohnung), ihre Wahrnehmung von anderen ist viel umfassender, als lange angenommen wurde. Und in der Disziplin „operative Intelligenz“ – Verständnis von Raum, Mengen, Kausalitäten – ähneln sich die Leistungen von Schimpansen und zweijährigen Menschen. Doch zahlreiche Studien zeigen auch: Vor allem die sogenannte Wir-Intentionalität ist es, die uns von Affen unter-

scheidet. Die Fähigkeit also, sich in andere hineinzuversetzen und sich auf ein gemeinsames Ziel zu verstündigen.

Menschenkinder teilen Beute. Affen tun dies allenfalls widerwillig, selbst von Mutter zu Kind wird nur Minderwertiges weitergereicht. Affen tauschen auch höchst ungern, ihnen fehlt das Vertrauen: Etwas Wertvolles aus der Hand geben, in der Gewissheit, Gleichwertiges dafür zu erhalten – die Affenbande kennt keine solchen Regeln. Auch nicht im Spiel. Ihre Fantasie reicht nicht so weit, sich den besseren Zustand vorzustellen, der sich einstellt, wenn alle sich an Abmachungen halten.

Michael Tomasello, Direktor des Primateforschungszentrums des Max-Planck-Instituts für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig, sieht in diesem Unterschied die Grundfeste unseres Daseins. „Kooperatives Verhalten, im Unterschied zu den wilden Aggressionen, die innerhalb einer Schimpanseengruppe herrschen: Das war der Wendepunkt, mit dem die menschliche Evolution einsetzte.“ Gruppen, die gut funktionierten, waren weniger kooperativen Stämmen überlegen – und gaben ihren Gemeinsinn weiter.

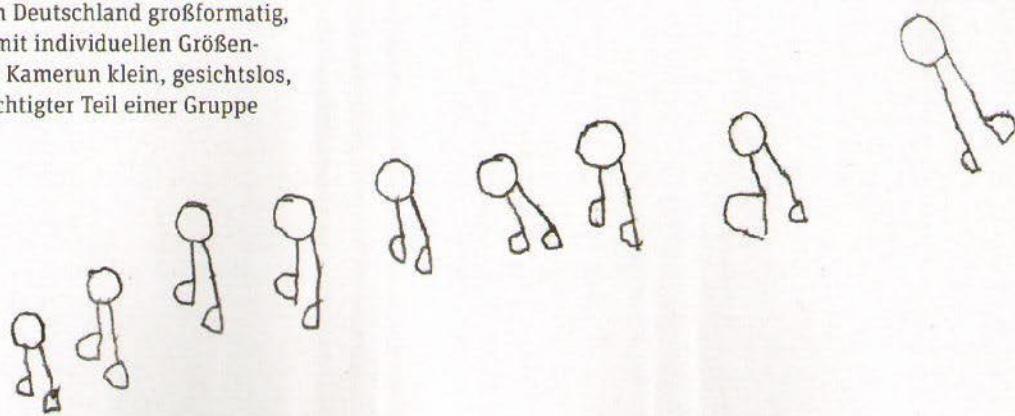
Deswegen haben Kinder die Liebe zum gemeinsamen Spiel so sehr verinnerlicht. Bei allem Sandkistenstreit: Da ist immer genug Fantasie, sich wieder zusammenzutrauen. Weil wir als Menschen nicht nur gelernt und geübt haben, uns alle Alternativen im Kopf auszumalen – sondern uns besonders gern auch jene Varianten vorstellen, in denen die Welt besser ist. Und weil wir, konsequenter als andere Spezies, nach Wegen suchen können, um diese Vorstellung wahr werden zu lassen.

Gemeinsinn ist uns in die Wiege gelegt. Die globalen Herausforderungen der Zukunft? Sollten ein Kinderspiel für uns sein. □

Gespräche mit amerikanischen, britischen, deutschen Experten, stapelweise Studien und Fachbücher – und zu Hause eine Zweieinhälbjährige, die ungeduldig darauf wartete, immer noch kühnere Turmbauten einzurütteln zu lassen: Autor FRED LANGER fühlte sich gut präpariert für seine Reise in das Reich kindlicher Weltsicht.



So zeichnen sich Vierjährige mit
ihren Familien: in Deutschland großformatig,
lächelnd und mit individuellen Größen-
unterschieden; in Kamerun klein, gesichtslos,
als gleichberechtigter Teil einer Gruppe



DER TRAUM VOM REICHEN NORDEN

Acht Jahre alt war Marisol Ortiz, als sie 1996 mit ihrer Familie die Hütte an einer Müllkippe in Mexiko verließ, um in den USA ein neues Leben anzufangen. Illegal, aber voller Hoffnung. Die Fotografin Janet Jarman dokumentiert ihr Schicksal bis heute

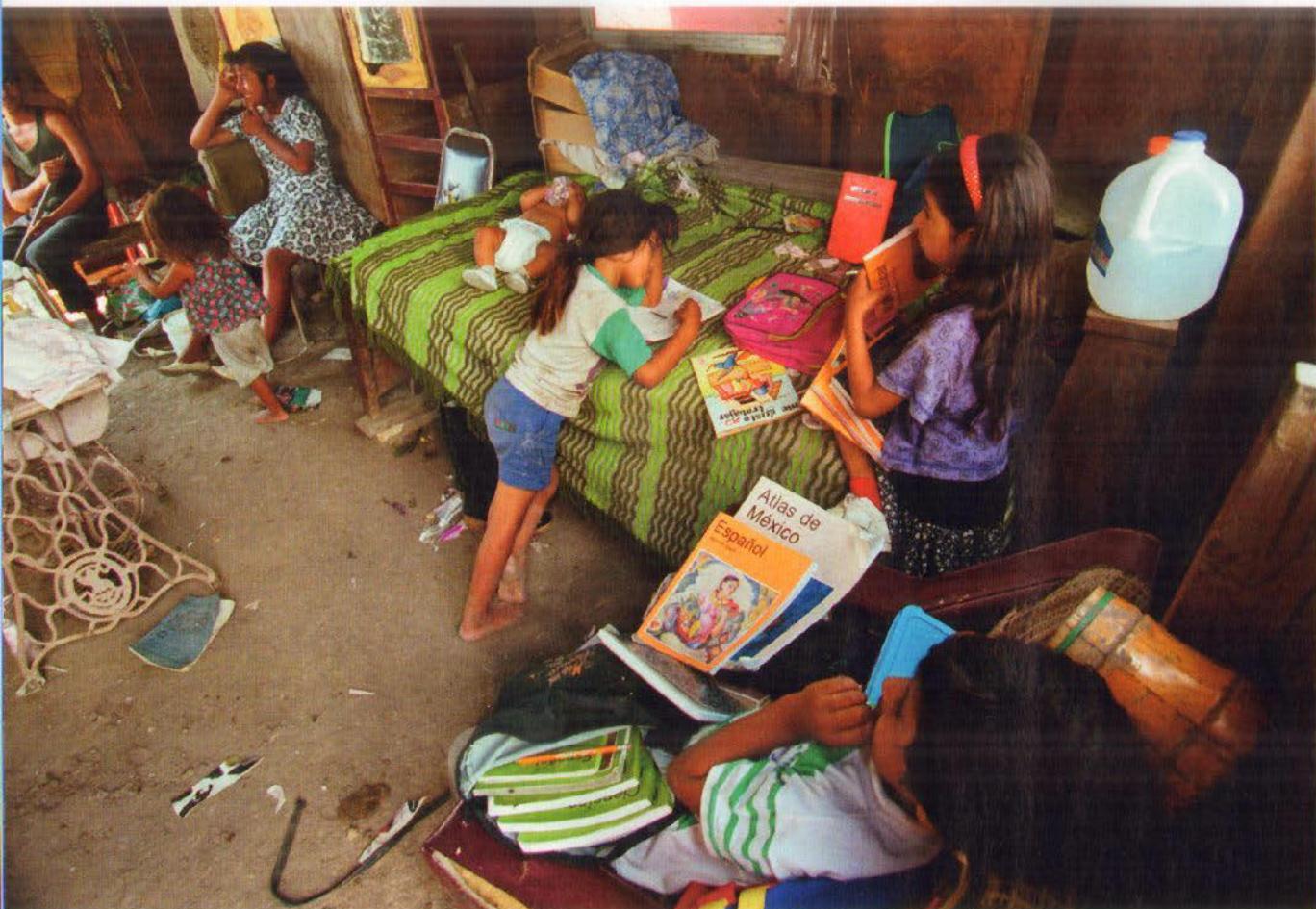




Mexiko 1996

Marisols Familie lebt vom Abfall: Jeden Tag sucht das Mädchen zusammen mit seiner Mutter nach Brot und Früchten, nach Kupferdraht und Türklinken, die sich verkaufen lassen. Als Marisol eine Leiche findet, beschließt die Mutter, in die USA auszuwandern. Der Vater ist schon dort





Mexiko 1996

Vier mal acht Meter Wohnraum, geschützt nur von Sperrholzwänden und einem Dach aus Wellblech: Elf Menschen leben in der Hütte am Rande der Müllkippe. Wenn sie lernen wollen, müssen sich Marisol (mit Haarreif) und ihre acht Geschwister kleine Inseln der Ordnung schaffen



Texas 1998

Marisol geht in Cleburne zur Grundschule, einer Kleinstadt mit 30 000 Einwohnern, davon ein Viertel Hispanics. Sie ist eine gute Schülerin und träumt davon, Lehrerin, Ärztin oder Künstlerin zu werden. Doch für eine Illegale ist es fast unmöglich, in den USA zu studieren



Texas 1999

Marisols Eltern haben sich getrennt. Die Elfjährige lebt bei der meist arbeitslosen Mutter. Die hat zu einem hohen Zins einen Bungalow mit vier Zimmern und löchrigem Dach gekauft: für sie der Beweis, dass es die Familie in den USA zu etwas gebracht hat

Texas 2003

Die Kommode ist ihr Schrein, auch wenn sie sich das Zimmer mit drei Schwestern teilt. Marisol ist mit ihrem ersten Freund verabredet – heimlich, denn die Mutter versucht, den Umgang der Töchter zu kontrollieren. Zwei sind bereits als Teenager schwanger geworden, für Marisol »das Letzte, was mir passieren darf«







Texas 2003

In einer geliehenen Limousine begleitet Marisol (rechts) ihre beste Freundin und deren Tanzpartner zur *quinceanera*, der Feier des 15. Geburtstags, mit dem ein Latino-Mädchen als Frau gilt. Auch Marisols Festtag naht. Doch ihrer Mutter fehlt Geld für ein Fest, sie hat eine Räumungsklage bekommen



Mexiko 2007

Marisol besucht mit ihrem Sohn Carlos ihre Schwiegereltern in Mexiko. Sie ist mit 16 von der Schwangerschaft »überrascht« worden und hat die Schule abgebrochen. Der Vater des Kindes, Andrés, ist in Texas geblieben. Er ist vier Jahre älter als Marisol und ihr zweiter Freund

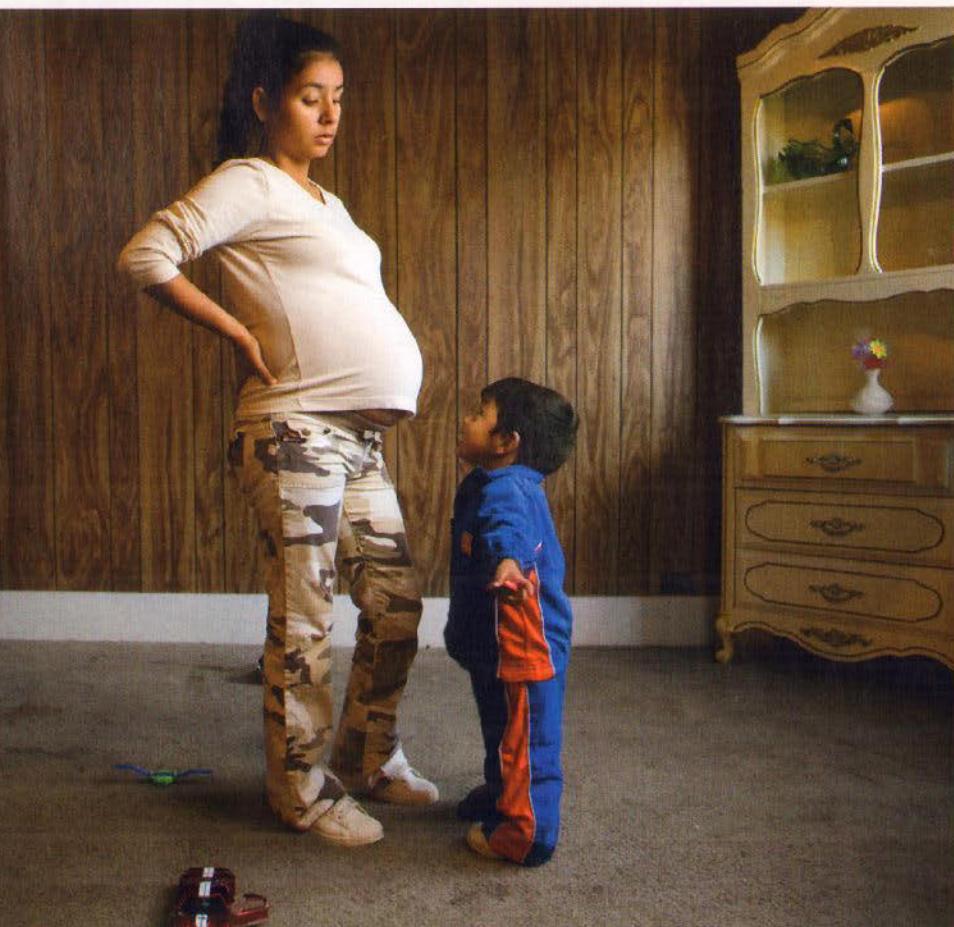


Mexiko 2007

Während ihres Besuchs in Mexiko bricht Marisol in Tränen aus: Sie sehnt sich nach Andrés, nach dem Komfort in den USA. Das einfache Leben bei den Schwiegereltern gefällt ihr nicht; in dem landwirtschaftlich geprägten Dorf fühlt sie sich fremd

Texas 2007

Carlos ist zweieinhalb, als Marisol mit seiner Schwester Anahi hochschwanger ist. Obwohl sie und Andrés nur ein Kind haben wollten, haben sie nicht verhütet. Sie leben in einem Trailer-Park: zwei Zimmer, Küche, Bad. Marisol ist froh, dass sie sich 550 Dollar Miete leisten können – anders als die meisten ihrer Geschwister





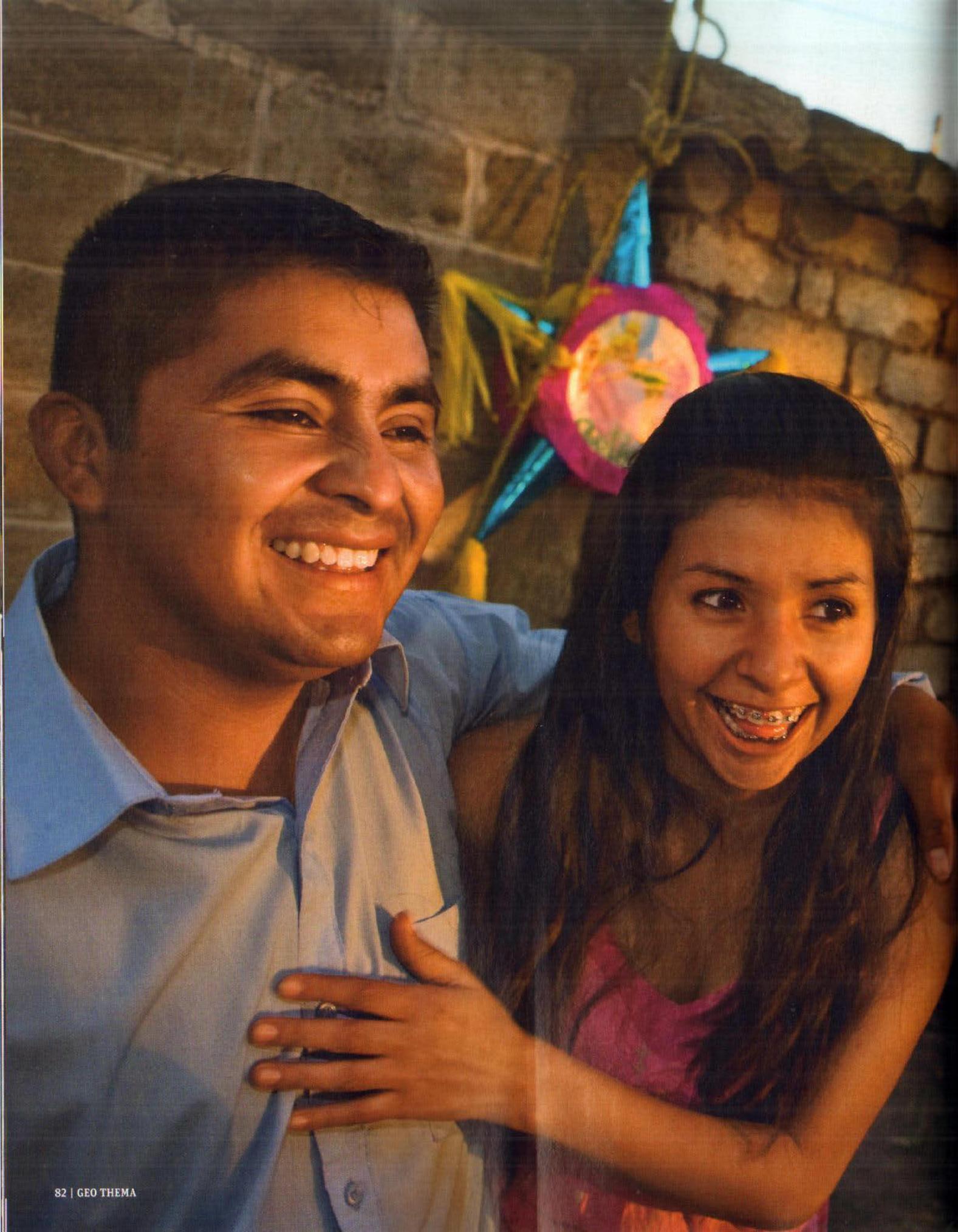
Texas 2007

Um fünf Uhr morgens wärmt Marisol für ihren Mann *tamales* auf, gefüllte Maistaschen. Andrés ist Autowäscher, manchmal macht er zwei Jobs gleichzeitig. Sie leben ohne Trauschein, denn Andrés ist illegal in den USA. Marisol hat mit 17 Jahren eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen



Mexiko 2008

Das junge Paar lässt die Kinder in Andrés' Heimatdorf taufen. Er schickt jedes Jahr ein paar Tausend Dollar; damit bauen seine Eltern ein Haus für ihn – und seinen »mexikanischen Traum«: Er sehnt sich nach der Freiheit, die er als Kind in Mexiko empfunden hat, und möchte hier eine Autowaschanlage eröffnen





Mexiko 2008

Bei der Tauffeier soll es an nichts fehlen: Andrés hat 200 Dorfbewohner eingeladen, einen Clown für die Kinder. Dafür hat er 700 Dollar zusammengekratzt. Für den Schlepper, der ihn zurück in die USA bringt, muss er noch weit mehr zahlen



Texas 2009

Marisol und Andrés bekommen ihr drittes Kind: Luis. Marisol, inzwischen 21 Jahre alt, lässt sich jetzt sterilisieren. Gut ein Viertel aller Neugeborenen in den USA sind hispanischer Abstammung – und doch US-amerikanische Staatsbürger. Denn es zählt der Ort der Geburt

Texas 2011

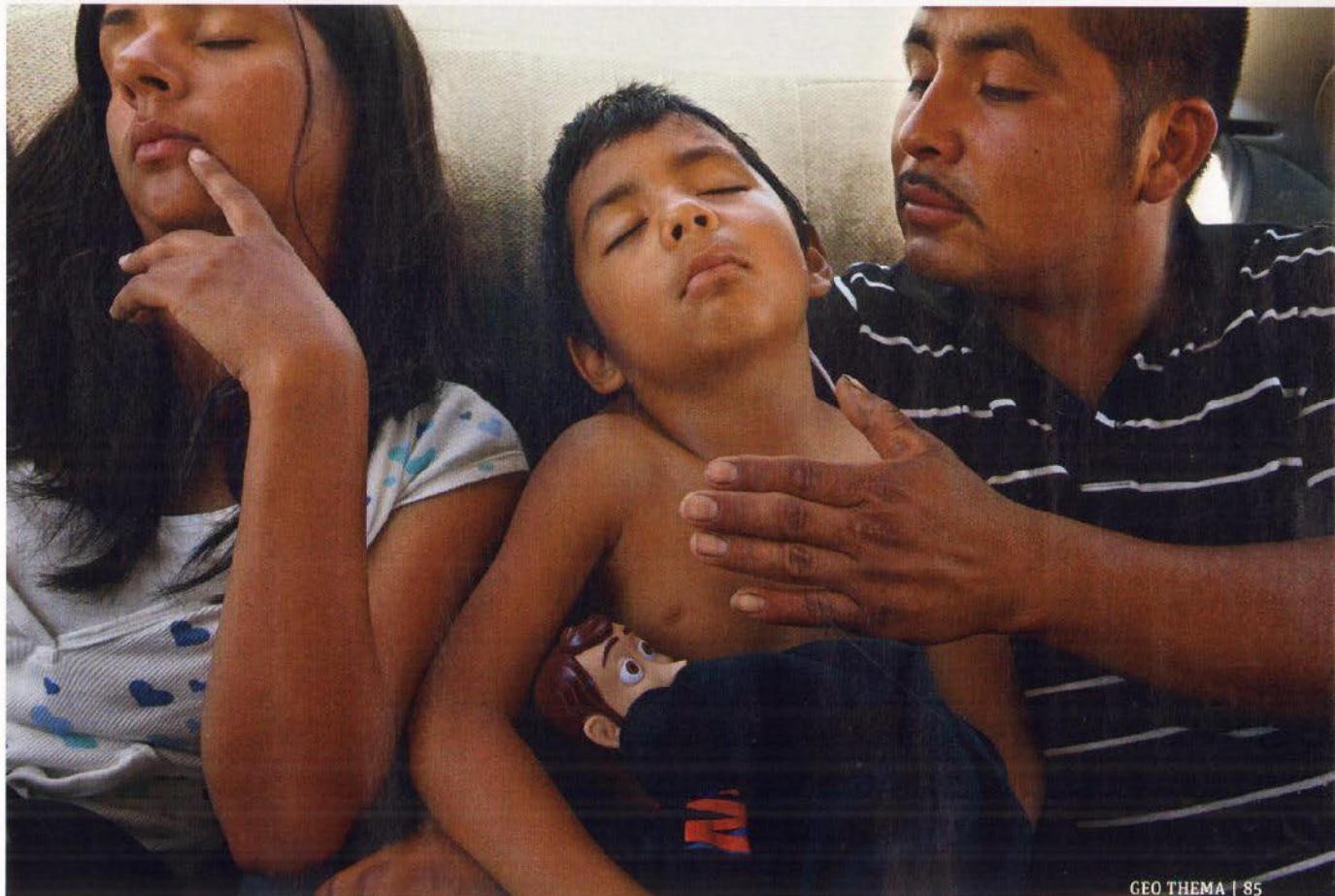
Weil das Geld für die fünfköpfige Familie nicht reicht, arbeitet Marisol zusammen mit Andrés in der Autowäsche. Der Chef erlaubt ihr, im Notfall bei den Kindern zu bleiben. Zuvor war sie bei Kentucky Fried Chicken, doch Andrés war rasend eifersüchtig, weil sie dort so viele Menschen traf





Texas 2011

Andrés trägt die dreijährige Anahi zum Auto. Eine von Marisols Schwestern wird auf die Kinder aufpassen, während die Eltern in der Autowäscherei sind. Anahi ist ein schwieriges Kind, das schnell wütend wird, wenn es nicht die ungeteilte Aufmerksamkeit bekommt



Texas 2011

Marisol und Andrés kehren mit Carlos aus dem Krankenhaus zurück. Der Sechsjährige hatte eine Augenoperation. Ein Arzt hat ihn fast kostenfrei behandelt, weil er weiß, dass die Familie wenig Geld hat. Carlos, zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen, hat immer wieder gesundheitliche Probleme





Mexiko 2011

Marisol und die Kinder sind, wie jeden Sommer, bei Andrés Familie zu Besuch und sehen einen Film.

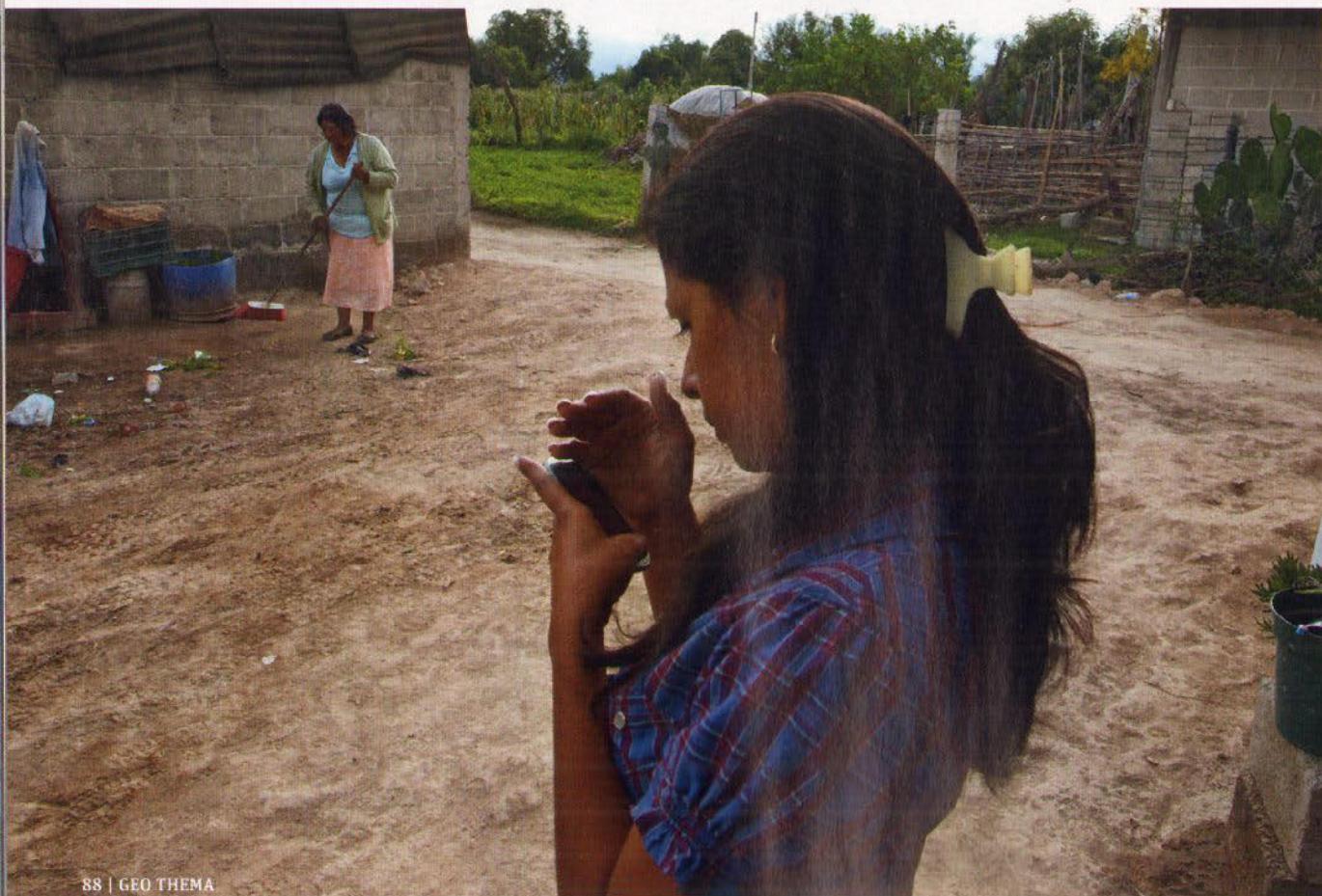
Das Schlafzimmer ist eines von fünf im neuen Haus. Doch Marisol kann sich nicht vorstellen, dort eines Tages zu leben. Sie vertreibt sich die Zeit mit Seifenopern und wartet auf die Heimreise

Mexiko 2011

Begeistert hilft Carlos seinen Großeltern und anderen Dorfbewohnern bei der Chiliernte. Vor allem an seinem Opa hängt er sehr. Seinen Lehrern in den USA hat er vor Ferienbeginn angekündigt, dass sie nicht mehr mit ihm rechnen sollen. Er werde nach Mexiko ziehen und sich weigern, nach Texas zurückzukehren

Mexiko 2011

Kurz vor ihrer Abreise schickt Marisol eine Nachricht an Andrés. Viele Migranten kehren nicht mehr in die USA zurück. Denn während dort die Arbeitslosigkeit unter Hispanics seit 2007 von sechs auf elf Prozent gestiegen ist, wächst Mexikos Wirtschaft, das Bildungssystem wird besser





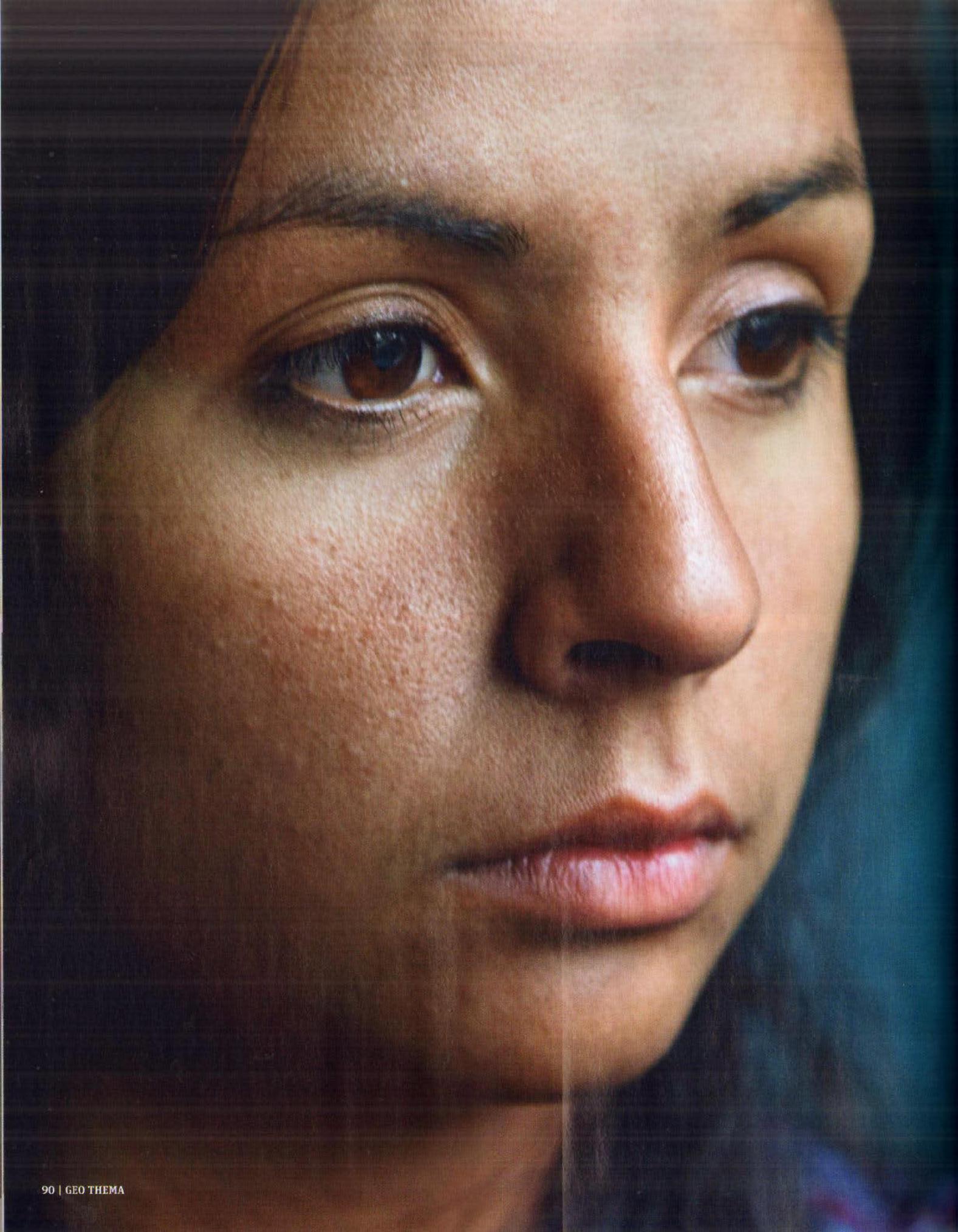
Mexiko 2011

Stundenlang spielen die Geschwister im Hof oder erkunden die Umgebung mit ihren Freunden aus dem Dorf. Die gesundheitliche Versorgung der Kinder sei in den USA viel besser, so Marisols wichtigstes Argument gegen einen Umzug nach Mexiko



Mexiko 2011

Rückreise: Stolz gibt Marisol einem Grenzbeamten die neuen Pässe der Kinder. Die Busreise dauert 28 Stunden und wird immer gefährlicher. Auf Marisols letzter Fahrt wurden die Passagiere von Bewaffneten überfallen. Nur Marisol wurde nicht ausgeraubt: »wohl, weil sie gesehen haben, dass ich mit meinen Kindern allein bin«



Mexiko 2012

Im Sommer wird Marisol die Wände ihres Zuhause in Mexiko streichen. Die Familie will noch im selben Jahr umziehen, die Heirat ist geplant. Marisol möchte Andrés helfen, in seinem Dorf eine Autowaschanlage zu eröffnen. Alle sechs Monate will sie mit den Kindern zu Arztbesuchen in die USA reisen. Die drei sollen die Highschool abschließen – anders als Marisol und ihre acht Geschwister □



Mündliche Prüfung! Wer sie schon hinter sich hat, hängt neugierig am Fenster. Die Kinder haben nie zuvor eine Kamera gesehen

KINDHEIT HINTER DEN BERGEN

Im Norden seines Heimatlandes Iran hat der Fotograf Golchin Schulen entdeckt, wie man sie im 21. Jahrhundert nur noch selten sieht: winzig klein, extrem ärmlich – und eine innige Schicksalsgemeinschaft von Kindern und Lehrern

von INES POSSEMEYER (TEXT) UND MOHAMMAD GOLCHIN (FOTOS)

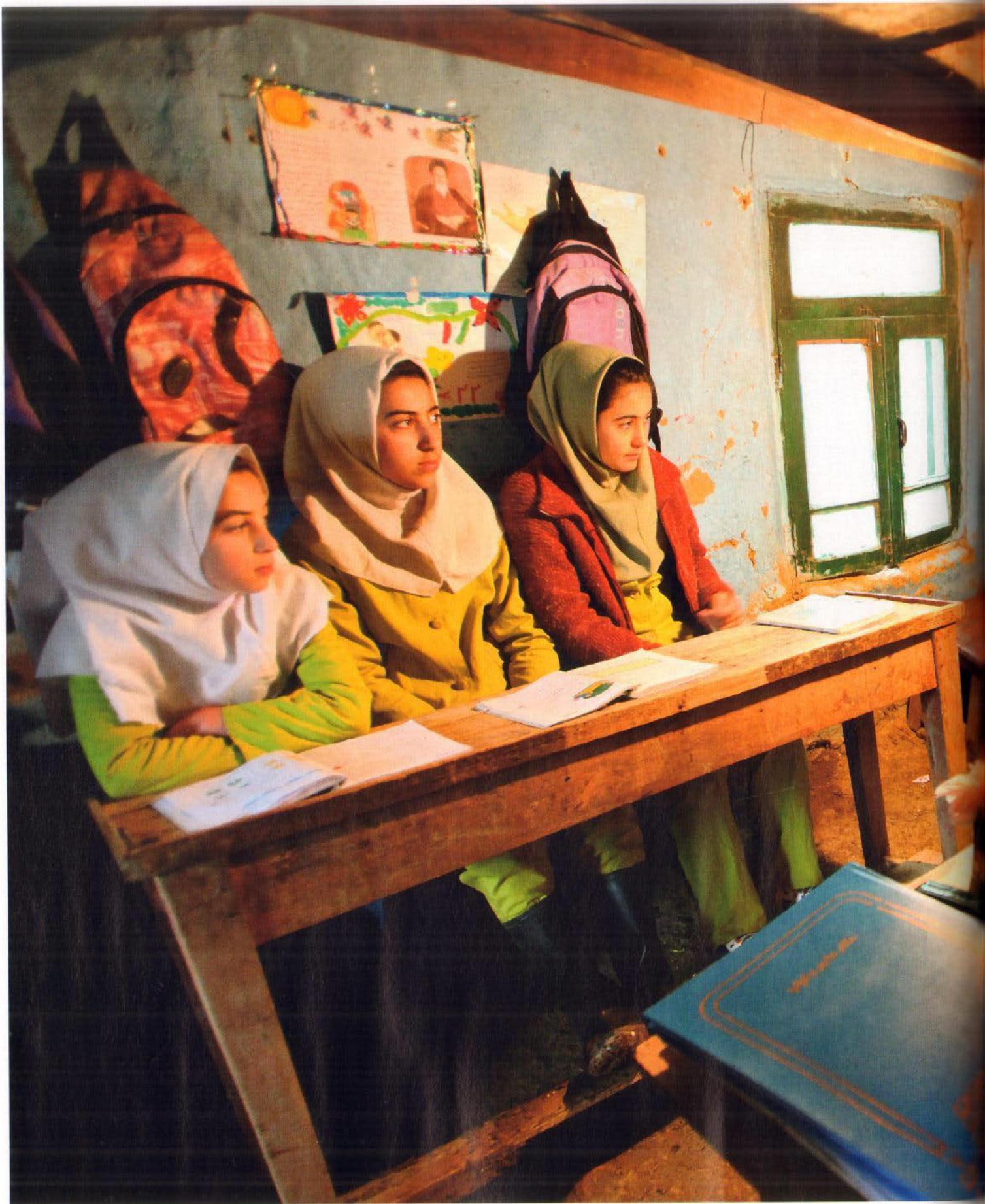




Im Frühling ziehen manche Klassen nach draußen: ans Licht. Vor dem Unterricht haben die Schülerinnen ein Lagerfeuer entfacht, um



sich aufzuwärmen. Im Sommer wird es dagegen so heiß, dass sie lieber drinnen lernen



Nicht nur fünf Klassenstufen lernen hier zusammen, auch Jungen und Mädchen. Damit sie dabei islamisch korrekt gekleidet sind, stellt





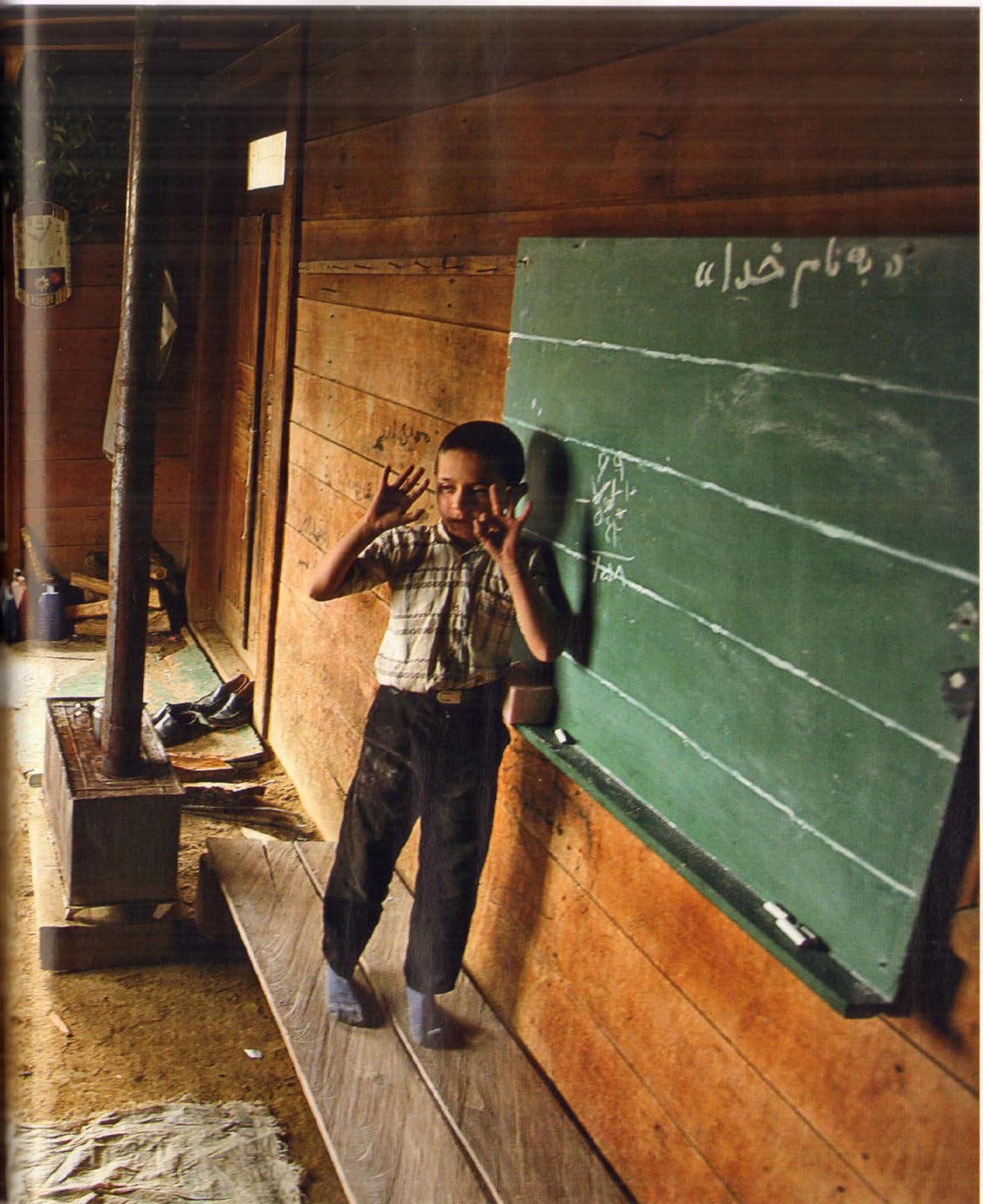
Auf dem Heimweg helfen sich zwei Brüder und ein Cousin den Berg hinauf. Dahinter liegt ihr Haus, einen anderen Weg gibt es nicht

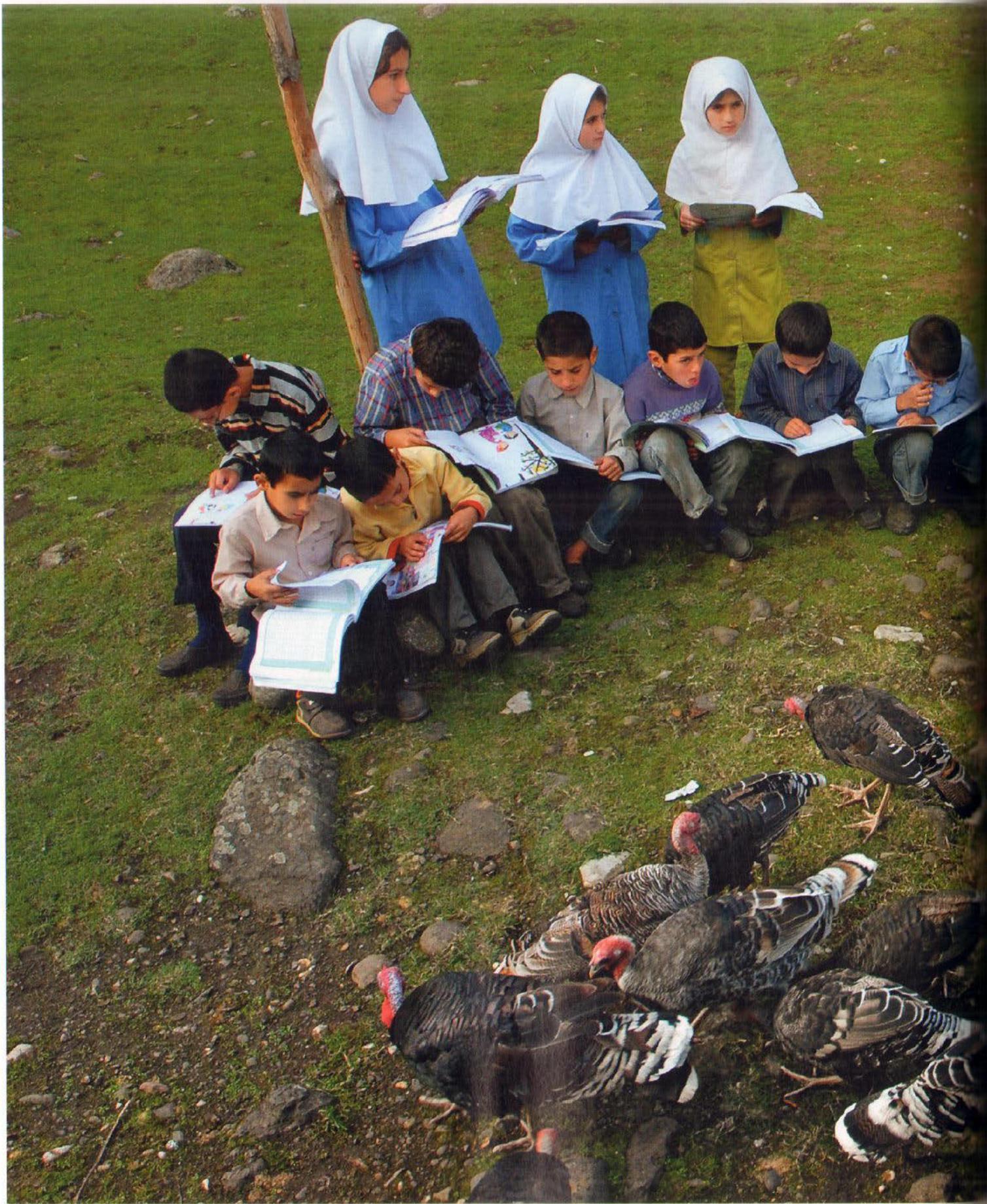


Bei Tauwetter und Regen werden die einfachen Brücken oft von den Flüssen fortgerissen

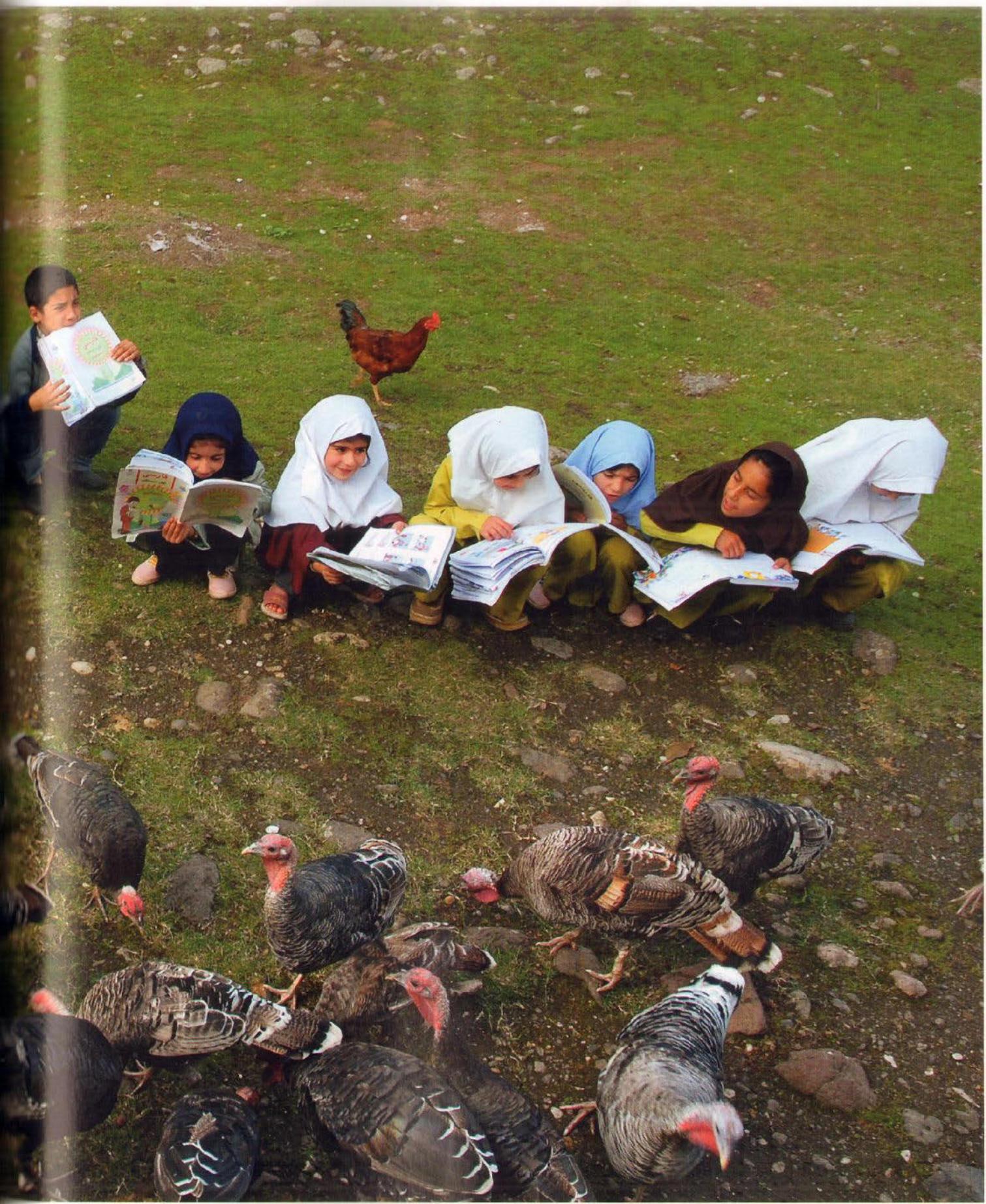


Im Dorf Mazalemekam gibt es acht Familien, aber nur fünf Schüler. Das älteste Mädchen ist in der fünften Klasse und sitzt zwischen

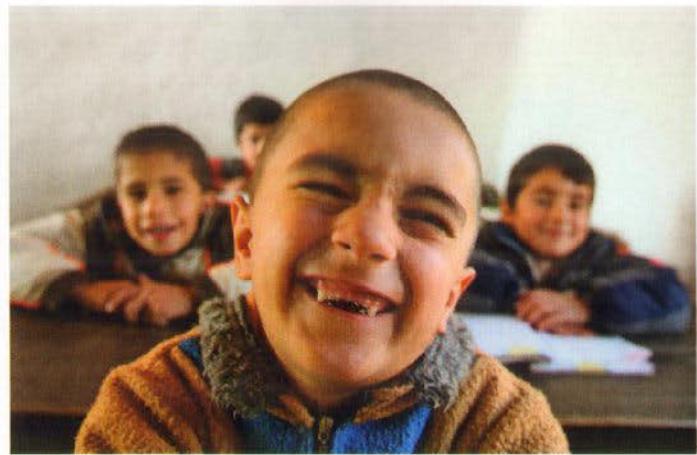




Zur Pause kommen auch die Truthähne aus dem Dorf. Sie picken die Krümel von Schulbroten und Keksen auf, während die Schüler auf



eine Prüfung in Persisch warten: Die offizielle Landessprache lernen sie erst in der Schule



Die siebenjährige Zohreh sieht schlecht, der Augenarzt ist drei Stunden entfernt. Auch Zahnärzte gibt es in den Bergen nicht

Ein Junge freut sich. Strahlend lacht er in die Kamera – und entblößt dabei kaputte Zähne. Wer sein Porträt betrachtet, starrt unweigerlich auf dieses junge, zerstörte Gebiss, sieht darin ein Zeugnis falscher Ernährung, von Ärztemangel, Armut. Doch der iranische Fotograf Mohammad Golchin möchte etwas anderes ausdrücken. „Ich will das Glück des Jungen zeigen. Trotz seiner Zähne ist er froh. In unseren Bergen sind die Kinder unbekümmert, sie leben ohne Scham. Ihr Äußeres ist ihnen nicht so wichtig wie den Kindern in der Stadt.“

Es ist diese Natürlichkeit, die den 37-jährigen Fotografen oft aus seiner Heimatstadt Talesh in die umliegenden Berge zwischen Kaspischem Meer und Elburs-Gebirge zieht. Seit 2008 hat er dort über 40 Schulen besucht, manche nur mit sechsstündigem Fußmarsch zu erreichen.

Im Herbst und Winter leben die Menschen in Walddörfern, im Frühling steigen sie auf ihre bis 1500 Meter hoch gelegenen Weiden. Die Schulen liegen in der Mitte. Einige Kinder laufen zwei Stunden, überqueren Brücken, die nur aus einem Stamm bestehen. „Einmal ist ein Junge ausgerutscht. Er wurde schwer verletzt einen Kilometer flussabwärts gefunden“, erzählt Golchin.

Auf seinen Wanderungen begegnen ihm oft auch Kinder, die Lämmer hüten. Wenn er sie fragt, warum sie nicht in der Schule

sind, antworten sie: „Wir haben es zu Ende gebracht“ – in der Stadt eine Redewendung von Studenten nach dem letzten Examen.

Doch in den Bergen gibt es keine weiterführenden Schulen, kaum ein Kind wechselt nach der fünfjährigen Grundschule auf ein städtisches Internat. Manche besuchen einfach weiter ihre alte Schule, weil sie sich sonst langweilen würden: „Sitzendbleiber“ einer besonderen Art.

Die Kinder wachsen ohne Fernsehgerät, Computer, Comics auf, einige haben noch nie ein Auto gesehen. Ihre Wünsche sind bescheiden: Sie möchten sich eines Tages die Parks der Stadt anschauen. Und Lehrer werden. „Sie wissen nicht, wie andere Menschen leben und arbeiten“, sagt Golchin. „Sie kennen nur ihren Lehrer. Von ihm sind sie emotional sehr abhängig. Ich habe nur einen Jungen getroffen, der Polizist werden will.“

Oft teilen sich fünf Jahrgänge einen Klassenraum und Lehrer. Erst durch ihn lernen die Kinder die Landessprache Persisch, in der auch alle Schulbücher verfasst sind. Zu Hause sprechen sie nur Talisch oder Azeri.

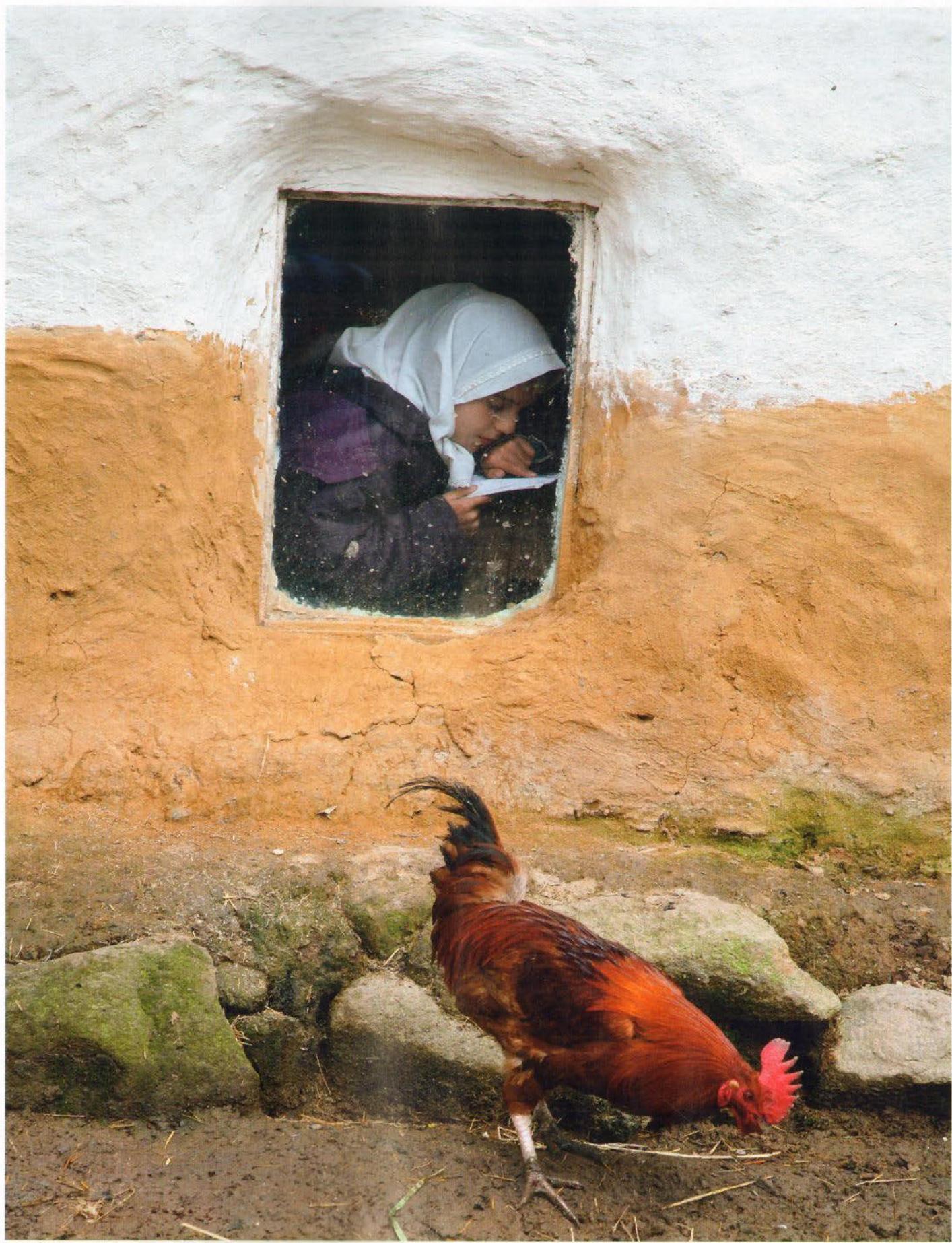
Der Lehrer gibt ihnen morgens Milch und getrocknete Datteln, damit sie sich konzentrieren können. Einmal hat Golchin ein Mädchen beobachtet, das seine Milch trotz der Armut in seiner Familie nie trinkt: Es bringt sie ihrem verwäistem Lamm.

Anders als in der Stadt werden Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet, wenn auch auf getrennten Bänken. Wenn die Mädchen neun Jahre alt sind, organisiert

der Lehrer für sie eine „Jashne Taklif“. Bei dieser schiitischen Zeremonie wird ihnen ein weißer Tschador umgelegt, und sie rezitieren ihr erstes Gebet. Ab diesem Tag gelten sie als Frau und müssen stets von einem Familienmitglied begleitet werden. Aber das wird nur selten praktiziert.

Immer wieder kehrt Mohammad Golchin in die Schulen zurück, bringt den Kindern Kleidung, Schokolade, Lebensmittel – und Fotoabzüge, „damit sie eine Erinnerung haben, die sie später mit ihren eigenen Kindern teilen können“. Bei diesen Besuchen erlebt Golchin auch, dass immer mehr Schulen Strom bekommen, neue gebaut werden, kranke Kinder gesunden. Das ist der Lohn seiner Arbeit: Ausstellungen seiner Fotos in Talesh bewegen Freunde dazu, Geld zu spenden; Ärzte, Kinder kostenlos zu behandeln; das Bildungsministerium, mehr in die Schulen zu investieren.

Im Winter 2012 ist Golchin auf einem seiner Schulwege ein Kreuzband gerissen. Vorerst muss er sich hinkend auf die Arbeit in der Stadt beschränken. Dort fotografiert er für einen anderen Lohn, seinen Lebensunterhalt, in Unternehmen und bei Hochzeiten – meist Menschen, die sich für ihn zurechtmachen, die posieren. Ganz anders als die Kinder in den Bergen, die nie zuvor fotografiert worden sind. □



Während des Unterrichts gehört der Schulhof den Hühnern des Lehrers. Er lebt in der Schule und versorgt sich selbst

GANZ WIE DIE ELTERN?

Im Stil klassischer Hofmalerei hat Anna Skladmann die Kinder der Moskauer Oberschicht porträtiert – wie kleine Erwachsene

von INES POSSEMAYER (TEXT)



Erschöpft lässt sich EVA fallen, nachdem sie die Fotografin durchs ganze Haus zu ihren Wunschkulissen gelotst hatte: Gemälde, Bibliothek, Antiquitäten. Bei der Wahl ihres Kleides ließ sich die Achtjährige von ihren beiden Kindermädchen beraten



Weinend verbirgt ALISIA ihr Gesicht, das viele Moskauer aus der Werbung kennen: Die Fünfjährige arbeitet als Modell für ihre Mutter, Besitzerin eines Pelzgeschäfts. Doch von diesem Foto-Shooting an einem späten Sonntag nachmittag fühlt sich das Kind überfordert



VERONIKA und ihre Mutter gehen oft zusammen ins Puschkin-Theater – und tragen die gleiche Kleidung. Auch sonst sind sie unzertrennlich. Nach der Schule gehen sie essen, einkaufen oder auf Feste. Ansonsten kümmert sich eine britische »Nanny« um die Fünfjährige





Von seinem Vater bekommt JAKOB Waffen geschenkt, so soll der Neunjährige über Geschichte lernen. Mit einem alten Maschinengewehr hat er eben noch auf das Fernsehgerät in seinem Zimmer gezielt – seine Großmutter hatte für ihn einen Kulturkanal eingestellt

Nicht nur UMA fühlt sich im Restaurant ihres Vaters wie zu Hause, sondern auch die Moskauer Elite. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie der Präsident lässt sich die Achtjährige hier bedienen. Das Lokal liegt im Vorort Rubljowka – eine der teuersten Adressen Europas







Eigentlich kann LISA nicht lange still sitzen, spielt Fußball oder fährt mit dem Skateboard durch den weißen Kristallpalast ihrer Eltern. Und natürlich trägt so eine Neunjährige meist Hosen – doch ihre Mutter sieht sie lieber in Rüschen

Das Kleid von SOFIA passt hervorragend zum Sofa in ihrem Zimmer. Mit ihrer Schwester bewohnt die Vierjährige einen ganzen Hausflügel. Dort haben die beiden eine eigene Küche und bieten Gästen Tee und Gebäck an, selbstverständlich auf blumendekoriertem Porzellan.





WADIM lebt mit seiner Mutter in einem zweistöckigen Penthouse mit Kreml-Blick. Der Fünfjährige besucht eine französische Schule.

Nach zehn Fotos erklärt er die Sitzung für beendet, bittet um eine Tasse Tee und setzt sich im Schlafanzug vor sein Fernsehgerät



Teddy oder Trophäe? SONJA posiert auf ihrem Lieblingsplatz, einem Bärenfell, vor der hauseigenen Sauna. Von Kindermädchen behütet, von Chauffeuren gefahren, leben die Achtjährige und ihre drei Geschwister in einer »Gated Community« am Stadtrand von Moskau

ARINA posiert in der Eingangshalle des Reitclubs, in dem ihr Pferd steht. Alles hier ist »very british«: das nagelneue Gebäude, die Etikette, Arinas Reitdress. Die Zehnjährige spricht bereits fließend Englisch – mit britischem Akzent, versteht sich



Wenn Kindertag ist im Tu-
randot, gleichen die jungen
Gäste ihren Eltern: Sie tragen
Anzüge und Spitzenkleider.
Unter der goldverzierten Kup-
pel des Moskauer Restaurants nehmen sie
Platz an Louis-XIV-Tischen, die Bedienung
trägt Seide wie am Hof von Versailles. Zwi-
schen barocken Säulen dreht sich eine ge-
schnitzte Bühne, darauf stehen Harfe und
Spinett unter einem künstlichen Baum mit
ausgestopftem Pfau.

Nichts Ungewöhnliches, zumindest für
diese jungen Gäste.

Sie sind die erste Generation, die im
„Neuen Russland“ in die Schicht der Super-
reichen hineingeboren wurde. Eine Schicht
ohne Geschichte, ein Geldadel ohne Titel.
Und wie einst die ebenfalls in zügellosem
Kapitalismus reich gewordenen Vander-
bilts und Rockefellers des „Goldenen Zeit-
alters“ in den USA, versuchen auch diese
Oligarchen, sich Traditionen zu geben, an
aristokratische Pracht anzuknüpfen – und
Dynastien zu begründen. Entsprechend
wachsen ihre Kinder auf: mit fremdspra-
chigen Kindermädchen und ohne Kontakt
zum „Volk“.

„RUSSLAND IST EINZIGARTIG“, sagt Alex-
ander Rubinstein, Direktor des Instituts für
Sozialwirtschaft an der russischen Wissen-
schaftsakademie. „Gut zwei Prozent der Be-
völkerung kontrollieren 70 bis 80 Prozent
des gesamten Vermögens.“ Die meisten
wurden reich durch Rohstoffe, Immobilien
und Handelsmonopole. Ihrer geschlosse-
nen Gesellschaft steht eine ausgeschlossene
Generation gegenüber: In dem Land mit 143
Millionen Einwohnern lebt jedes vierte
Kind in Armut, weit mehr als im übrigen
Europa. Die Schulleistungen sind deutlich
unter OECD-Niveau. Die Lebenserwartung
bei der Geburt ist heute niedriger als vor
50 Jahren.

Drei Prozent aller Kinder wachsen in
Russland ohne Eltern auf, davon die Hälfte
in Heimen, Waisenhäusern oder staatlichen
Internaten. Hilfsorganisationen schätzen,
dass zudem über 400 000 Kinder auf der
Straße leben. Laut UNICEF leidet jeder fünfte
russische Teenager an Depressionen, vier-
mal mehr als in westlichen Ländern: Ein zu
starkes soziales Gefälle ist Gift für die Seele.

Die russische Regierung verkündet jetzt
soziale Reformen. Vielleicht, weil sie ahnt:
Wo junge Zaren herangezogen werden und
die bürgerliche Mitte fehlt, droht eines Ta-
ges eine neue Revolution. □



Das Baumhaus wurde eigens für SEMA gebaut.
Es liegt an einem See, auf dem Anwesen
seiner Eltern. Hier wohnt der Zwölfjährige im
Sommer. Wenn er sein Haus verlässt,
schließt er ab, damit niemand sonst hinein-
kommt. Seine ältere Schwester etwa

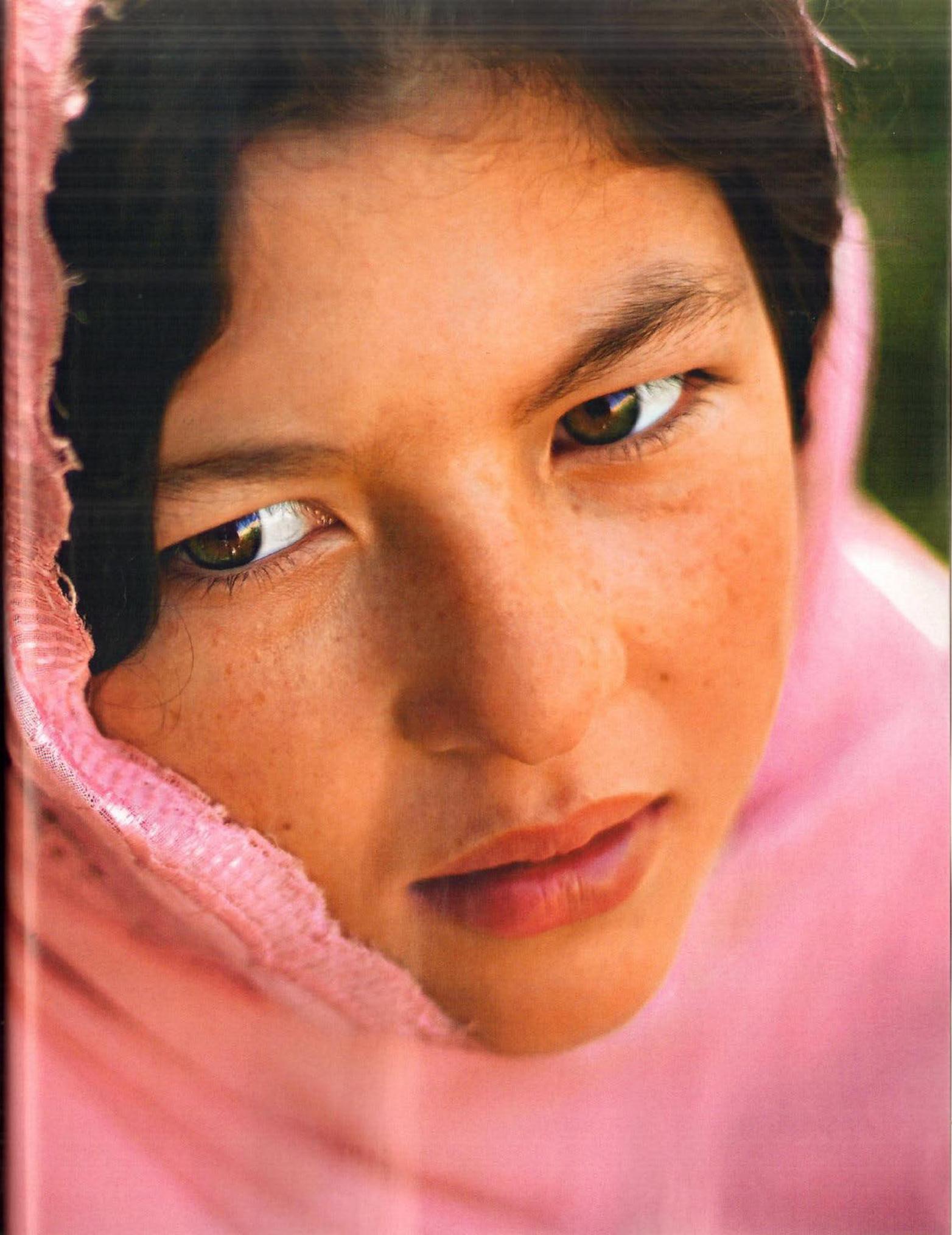


BRAUT WIDER WILLEN

Ghulam, Leywalem und Sumina – drei Mädchen aus Afghanistan, Äthiopien und Nepal. Drei von weltweit 51 Millionen minderjährigen Ehefrauen, deren Kindheit über Nacht zu Ende gegangen ist. »Diene und gehorche«, sagen ihre Eltern und schicken sie in den Haushalt und das Bett eines fremden Mannes.

In die Unterwerfung. In gefährlich frühe Schwangerschaften. Die Alten nennen es »Tradition«

von SUSANNE KRIEG (TEXT) UND STEPHANIE SINCLAIR (FOTOS)





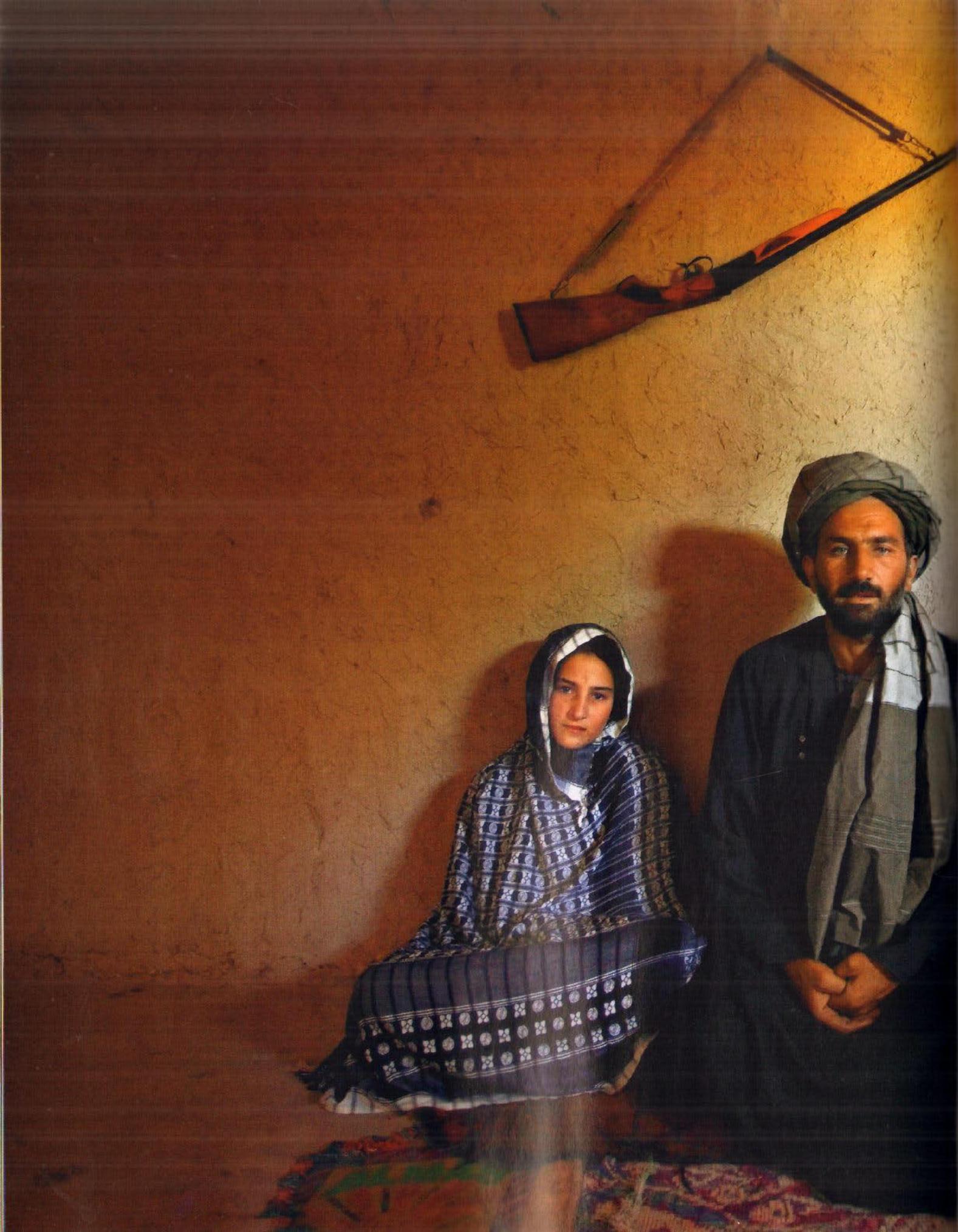


AFGHANISTAN

RUND 57 PROZENT
ALLER MÄDCHEN
TEILEN
GHULAMS SCHICKSAL:
SIE WERDEN ALS
KIND VERHEIRATET.
60 PROZENT
BESUCHEN KEINE
SCHULE. EINE
AFGHANIN WIRD IM
SCHNITT 51 JAHRE
ALT UND BEKOMMT
5,7 KINDER

Er ist 40 Jahre alt, sie elf. Und sie sind verlobt – der Afghane FAIZ MOHAMMED und das Kind GHULAM HAIDER. Der künftige Ehemann hat versprochen, er werde das Mädchen zur Schule schicken. Doch die Frauen von Damarda, Ghulams Geburtsort in der Provinz Ghor, räunen: „Ach was! Unsere Männer wollen keine gebildeten Frauen!“ Sie prophezeien, dass Mohammed Ghulam wenige Wochen nach der Verlobung heiraten und für Nachwuchs sorgen wird.

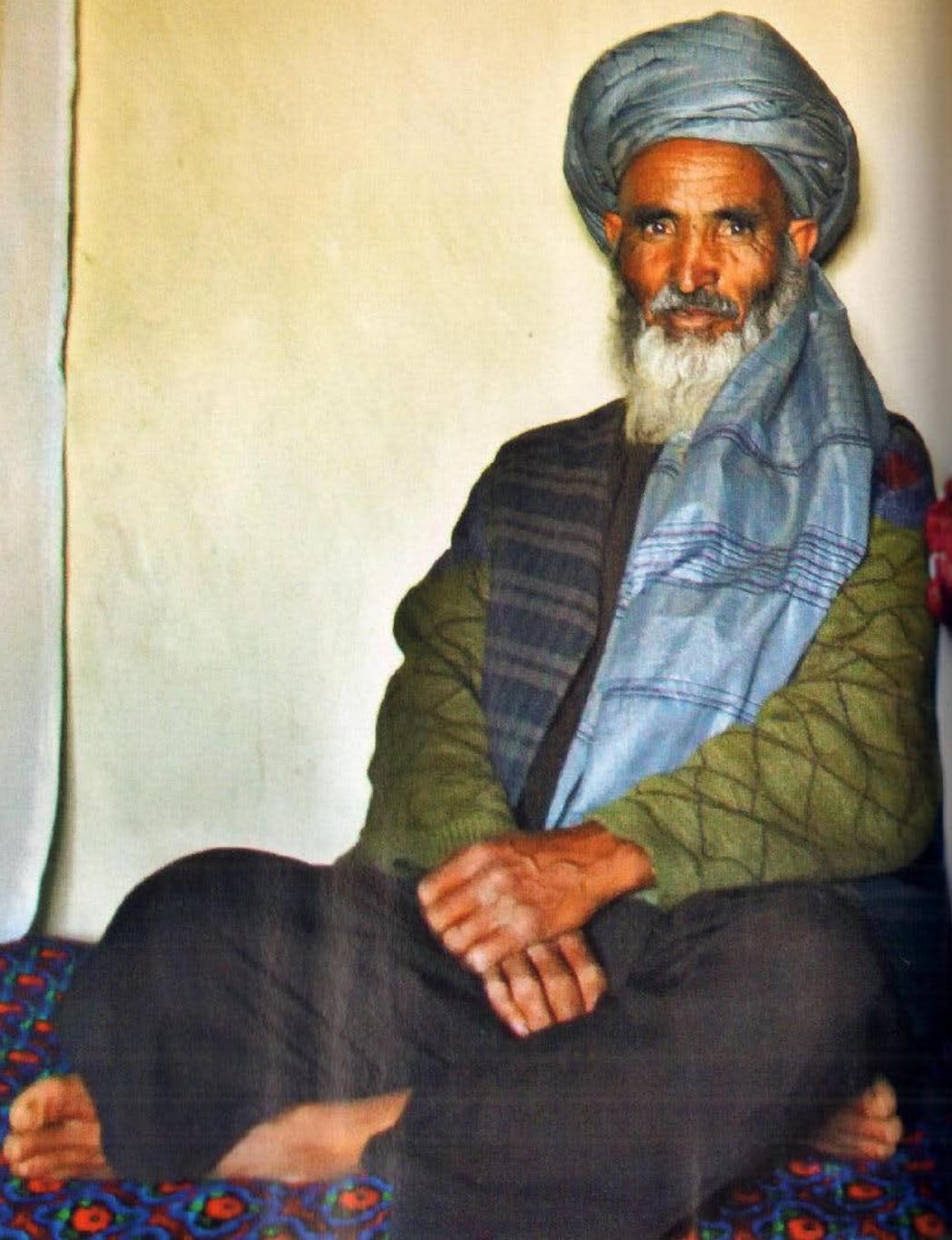
In afghanischen Krankenhäusern finden sich immer wieder zwölfjährige Gebährende. Auf die Frage, wie sie sich an ihrem Verlobungstag fühle, antwortet Ghulam: „Ich kenne diesen Mann nicht. Was soll ich fühlen? Nichts!“





MAJABIN, 13 Jahre alt, wohnt seit einigen Monaten als Zweitfrau im Lehmhaus des 45-jährigen MOHAMMED FAZAL. Ihr Vater, ein opiumsüchtiger Kleinbauer aus der Nähe der Stadt Mazar-e-Sharif, hatte seine Spielschulden nicht begleichen können. Darum gab er dem Gewinner seine Tochter zur Frau. Das junge Mädchen kam Mohammed Fazal gelegen. Seine Erstfrau, die 29-jährige Zalayha, ist vor Kurzem Mutter geworden. Nun muss statt ihrer Majabin den Haushalt führen, den Acker bestellen – das Los unzähliger Kinderbräute. Wie viele Mädchen in Afghanistan als billige Arbeitskräfte ausgebunzt werden, ist nicht bekannt. Die meisten Eheschließungen finden im Verborgenen statt.

بورياند د لکھر چې د اخشار سره
مدادغذه امداد ټوری
کالدې د ریاست جمهوری
(عاهوں ۱۹۹۵)





Die achtjährige ROSHAN QASEM kichert. Sie weiß nicht, wer der bärtige Alte neben ihr ist. Niemand hat Roshan erklärt, warum sie an diesem Tag nicht mit den anderen Kindern spielen darf, sondern einen weißen Schleier tragen muss. Roshans 55-jähriger Verlobter SAID MOHAMMED hat seinem Schwiegervater einen imposanten Brautpreis versprochen: umgerechnet 400 Euro, ein Dutzend Schafe und zwei Kühe. Die Bewohner des Dorfes Chavosh, Provinz Ghor, nennen ihren Nachbarn Mohammed allerdings einen Hochstapler. „Es wird Jahre dauern, bis er zahlen kann!“, sagen sie. Wie er möchten viele Männer „unbefleckte“ Jungfrauen ehelichen, auch wenn deren „Wert“ im Schnitt zwei Jahresgehälter übersteigt.

ÄTHIOPIEN

LEYWALEMS ZWANGSHEIRAT IST DAS
LOS VON 57 PROZENT ALLER MINDERJÄHRIGEN
ÄTHIOPIERINNEN. 72 PROZENT GEHEN
NIE ZUR SCHULE. 74 PROZENT ALLER FRAUEN
ERLEIDEN EINE KLITORISBESCHNEIDUNG.
IM SCHNITT BEKOMMEN SIE SECHS KINDER

Eine Braut muss mürbe werden, sagt man im Dorf, damit sie sich in der Hochzeitsnacht nicht wehrt. Deshalb darf Leywalem Mucha nichts essen, kein Fleisch, kein Brot. Seit Tagen zählt ihre Mutter unermüdlich Gebote auf, die eine gute Ehefrau zu beachten hat. „Weine nicht und lerne Demut!“, oder: „Schweig und stelle keine Fragen!“

Reglos hockt die Braut am Hochzeitsmorgen in ihrem Elternhaus, einer runden Strohhütte ohne Fenster unter einem knorrigen Affenbrotbaum. An der Wand hängt eine gelbe Plastiktüte, gepackt mit Leywalems Habeseligkeiten. Noch nie hat die 14-Jährige ihr Dorf Wonberma im Hochland von Äthiopien verlassen. Nun wird ein fremder Mann sie mitnehmen.

Wohin, das weiß sie nicht.

Am Abend zuvor ist er gekommen. Neun Freunde hat er mitgebracht, ein Maultier und ein weißes Kleid. Sie darf ihren Bräutigam nicht sehen, nur hören. Die ganze Nacht hindurch hat er mit seinen Freunden Schnaps getrunken und gelärmt. Er hat ihr den Schlaf geraubt. Nun liegt er in der Hütte nebenan im Stroh.

Leywalem erhebt sich langsam, so als müsse sie gegen die Sogkraft der Erde arbeiten, verhüllt den schmalen Körper mit einem weißen Baumwolltuch. „Ich werde tun, was er verlangt“, sagt Leywalem leise, weil sie es sagen muss.

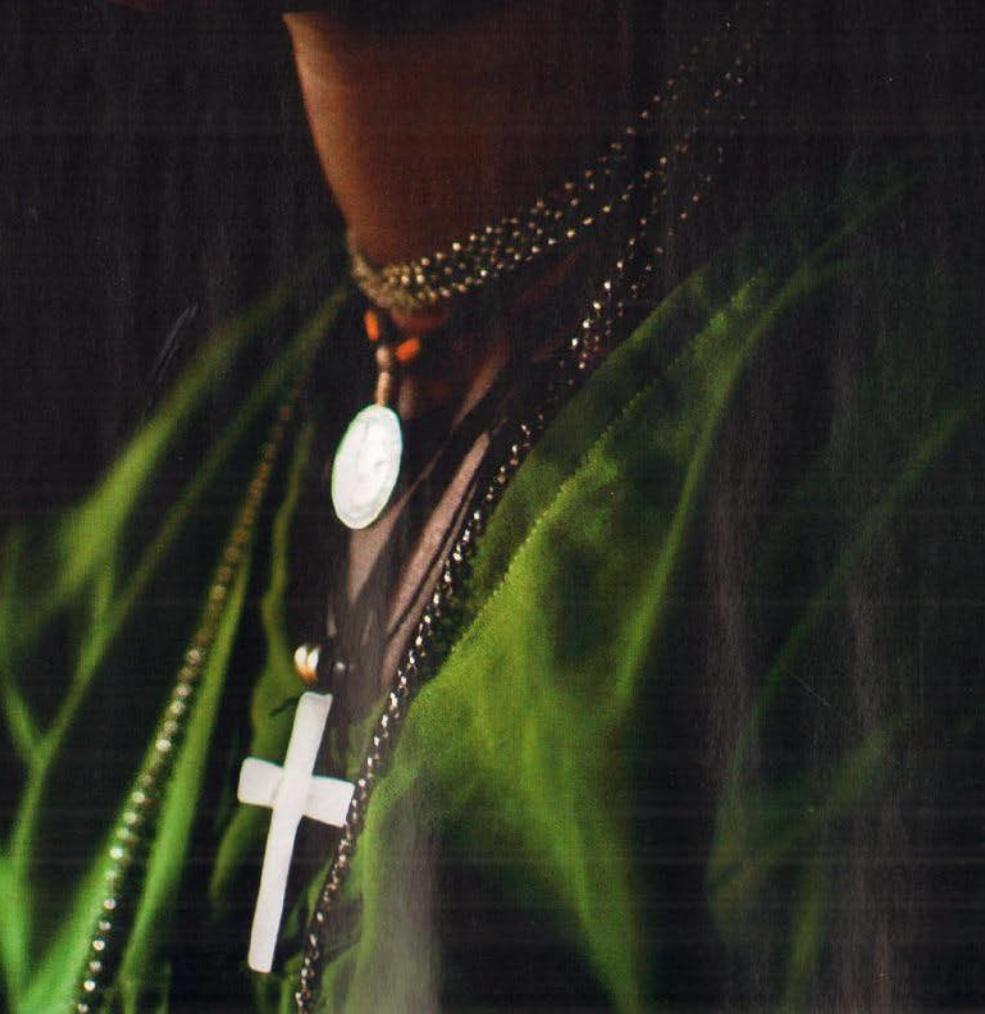
Vielleicht schießt ihr in diesem Moment der Gedanke durch den Kopf, dass die beiden Schwestern es damals richtig gemacht haben. Vor zwei Jahren sind sie davongelaufen, nachdem der Vater, ein Hirsebauer, plötzlich verstorben war und ihre Mutter Gnat sich fragte, wie sie sechs Kinder ohne Mann ernähren sollte.

In ihrer Not hatte die Mutter immer häufiger von Heirat gesprochen. Doch Leywalems Schwestern wollten keinen Mann wie all die anderen Mädchen auf dem Land, nicht irgendeinen, der sie vielleicht satt macht, dafür aber Befehle erteilt. Sie wollten zur Schule gehen, in Bahir Dar, der Hauptstadt der Region Amhara. Eines Tages liefen sie über das trockene Ackerland davon, zur asphaltierten Straße, einen Tagesmarsch von Wonberma entfernt. Die Schwestern wollten den Bus in die Stadt nehmen. Seitdem hat niemand mehr von ihnen gehört.

ENDSTATION BAHIR DAR. Jeden Morgen zwischen neun und elf Uhr rollen die Omnibusse aus den Dörfern in den Bahnhof der regionalen Hauptstadt. Menschen, beladen mit prallen Nylonsäcken und Koffern, drängen hinaus ins Freie.

Das ist der Augenblick, in dem sich Papa Sudan auf die Lauer legt. Unauffällig hält er im Gedränge Ausschau.

Die sichersten Erkennungsmerkmale: Tätowierungen. Meist ist es ein Kreuz auf



der Stirn, mal ist es eine Sonne, manchmal sind es Zickzacklinien am Hals, die aussen-
hen wie Stacheldraht. Die Leute in den Dör-
fern glauben, Tätowierungen würden ihre
Töchter überall vor Unheil bewahren. Papa
Sudan lacht darüber.

Wenn Mädchen mit Plastiktüten in der
Hand und ängstlichen Augen allein im
Schatten der Busse stehen, dann pirscht
Papa Sudan sich an, dann spielt der Mann
mit der roten Pudelmütze und dem Kugel-
bauch den netten Onkel. Wenn er fragt,
warum sie so traurig seien, erzählen sie fast
immer die gleiche Geschichte: Dass sie da-
vongelaufen sind, weil ihre Eltern sie ver-
heiraten wollten.

„Das wird schon wieder“, sagt Papa Sudan
dann. Und er erzählt, dass er nette Familien

kenne, die Hausmädchen suchten. Sie wür-
den gutes Geld verdienen, verspricht er, viel-
leicht könnten sie sogar zur Schule gehen.

IN WAHRHEIT erwartet die Mädchen etwas
anderes. Sie werden geschlagen, sie müssen
auf dem Küchenboden schlafen und von
morgens bis abends arbeiten. Natürlich er-
halten sie dafür kein Geld. Und manchmal
fallen die Hausherren über sie her.

Unrechtsbewusstsein? Warum sollte
Papa Sudan das haben? Was die Menschen-
rechtler moderne Sklaverei nennen, ist in
der Region Amhara normal. Der Markt flo-
riert, die Nachfrage nach Mädchen ist groß
in der Stadt.

Vor der Polizei fürchtet sich Papa Sudan
nicht. Nur schnell und geschickt muss er

sein, denn er ist nicht allein: 20 Menschen-
händler streiten sich mit ihm auf dem Bus-
bahnhof von Bahir Dar um die Ware vom
Land.

Oft kommen die Mädchen zurück zu
ihm und flehen: „Papa Sudan, hol uns da-
raus! Das muss ein Missverständnis gewe-
sen sein.“ Dann bringt er sie in ein „Buna
Bet“, eine schäbige Bar, die es in Bahir Dar
an jeder Ecke gibt; in ihnen gehört neben
Kaffee, Gin und Bier auch Sex mit jungen
Mädchen zum Angebot.

Papa Sudan sagt, in guten Zeiten verkau-
fe er 15 Mädchen am Tag. 50 Birr, rund vier
Euro, kassiert er für eine entflohehe Braut.
Das Monatseinkommen eines Äthiopiers
beträgt im Schnitt weniger als neun Euro.
Papa Sudan ist ein wohlhabender Mann.



Die Braut unterschreibt mit ihrem Fingerabdruck. Niemand sagt ihr, was im Ehevertrag steht. Wozu auch? Mädchen haben kein Recht, Nein zu sagen. Deshalb ergreifen viele vor ihrer Hochzeit die Flucht – und landen oft in der Prostitution

Auf einer Bastmatte präsentiert Alelegn Challe, ein junger Khat-Bauer aus dem Hochland, seine 14-jährige Braut Leywalem Mucha. Sein Vater hat 20 Euro für das Mädchen gezahlt. Von dessen Arbeitskraft will schließlich die ganze Familie profitieren



Nachschub aus den Dörfern gibt es reichlich: In der Region Amhara, wo mehr als die Hälfte aller Mädchen spätestens mit 15 Jahren gegen ihren Willen verheiratet wird, fliehen sie in großer Zahl. Nicht nur vor der Ehe, auch vor dem Schicksal, als „Kemankar“ verspottet zu werden. Eine „Unverheiratete“ wird zu Freiwild erklärt und nicht selten auf einsamen Wegen vergewaltigt.

Ein Mädchen, das lesen und schreiben kann, läuft in Gegenden wie diesen Gefahr, für immer eine Kemankar zu bleiben und seinen Eltern, meist bitterarmen Bauern, länger als nötig zur Last zu fallen. „Gebildete“ gelten als schlechte Partie. Auch deshalb sind geschätzte 72 Prozent aller äthiopischen Frauen Analphabetinnen.

„Schule ist teuer und stachelt die Mädchen auf“, zischt Challe Alemu. Er ist Leywalems künftiger Schwiegervater, ein Khat-Bauer mit ledrigem Gesicht, der sich zur Hochzeit seines Sohnes eine schmutzig weiße Decke um die Schultern geworfen hat. „Mädchen, die zur Schule gehen, wollen nicht auf dem Feld arbeiten. Und sie lassen sich mit Jungen ein.“

Leywalem ist nie zur Schule gegangen. Außerdem ist sie Jungfrau und gehorsam; ihre Mutter hat sie als fleißige Arbeiterin angepriesen.

„Drei Monate habe ich suchen müssen, bis ich sie für uns gefunden habe“, erzählt der Schwiegervater. „Für uns“, sagt er, weil von einer amharischen Braut die ganze Familie profitiert.

Für die Schwiegereltern wird Leywalem Wasserkanister und Feuerholzbündel schleppen, Ziegen hüten und Fladenbrot backen, sie wird Khat-Sträucher bewässern, Getreide ernten und es zur Mühle tragen,

barfuß und gebeugt, die Riemen der schweren Körbe vor die Brust gespannt.

Ein halbes Jahr, vielleicht länger, wird das Mädchen diesen Pflichten nachkommen müssen, so lange, bis es mit seinem Ehemann in eine eigene Hütte ziehen darf.

Am Hochzeitsmorgen hat der Schwiegervater sich mit dem Ältestenrat von Wonberma verabredet. Im Schatten des Affenbrotbaums vor der Hütte der Braut verhandeln die Männer die Details des Ehevertrags. Fein säuberlich hält einer die Mitgift für den neuen Hausstand auf einer Matritze fest: drei Rinder von Challe Alemu, drei von den Onkeln der Braut. Ablösesumme an die Mutter: 250 Birr, rund 20 Euro. Mit scharfem Gin wird auf das Wohl des jungen Paares angestoßen.

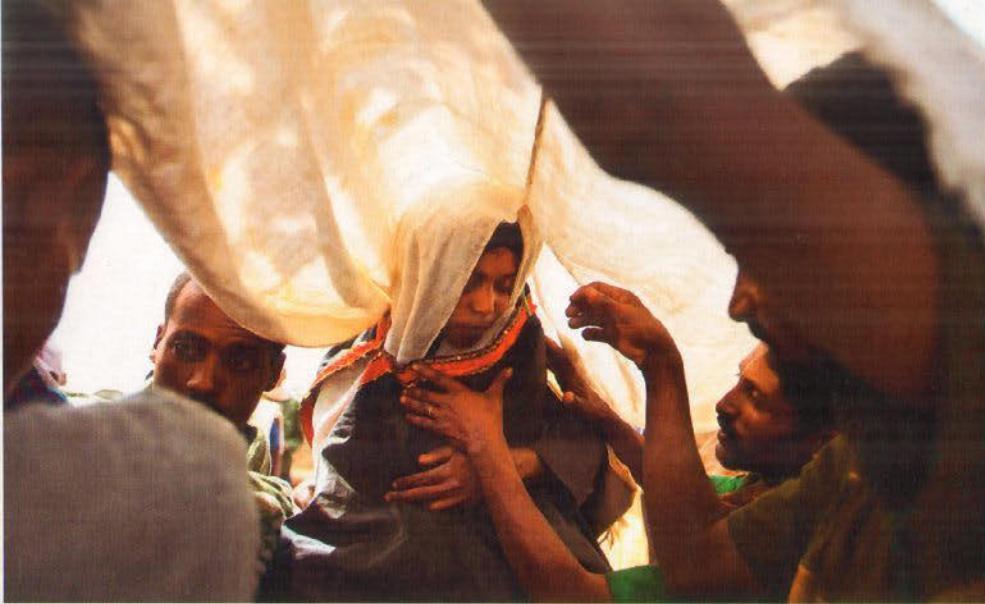
Hinter dem Haus hält sich die Braut vor den Blicken des Bräutigams versteckt. Eine junge Nachbarin schert Leywalem nach altem amharischen Hochzeitsbrauch das Haupt und zwitschert der Freundin dabei Mädchengeheimnisse ins Ohr. „Ich weiß, wie man Kinder kriegt“, sagt sie und kichert.

Ein Cousin kommt hinter die Hütte gelaufen, in eine Schnapsfahne gehüllt. Er wedelt mit dem Ehevertrag. Vorlesen will er ihn nicht. Und selbst wenn er es täte: Leywalem hat nie gelernt, dass sie das Recht hat, Nein zu sagen.

Mit einem Kugelschreiber bekritzelt der Cousin ihren Zeigefinger, dann drückt er ihn auf das Blatt Papier. Die Braut hat ihr Einverständnis gegeben.

WENN DIE DUNKELHEIT hereinbricht im 5. Bezirk der amharischen Stadt Bahir Dar, räumen die Mädchen die Ginflaschen auf die Tische und knipsen die roten Glühbir-





nen an; dann posieren sie in den Türen ihrer kleinen Hütten.

„Koshokosh, Koshokosh!“, flüstern die Männer, wenn sie an den Silhouetten vorübertreiben – „ihr kleinen Huren!“

Manchmal, nach zu viel Gin, werden die Männer aggressiv. Tags zuvor erst hat einer der Freier das Mädchen China mit Steinen attackiert. Manche tragen sogar Messer und Pistolen bei sich.

Am Nachmittag sitzt China, um die Augen verschwollen, ein Zahn ausgeschlagen, bei den anderen Mädchen in Elsa Hailes Hütte. Sie mussten ihr die Zöpfe abrasiere, um die Platzwunden an ihrem Kopf versorgen zu können.

Elsa hat frisches Gras ausgestreut, stampft Kaffeebohnen und schüttet sie mit einer eleganten Bewegung in eine Tonkanne, die auf einem Kohleherd dampft. Die 20-Jährige trägt ein zitronengelbes Kleid. Es ist neu.

„Sie muss eine gute Nacht gehabt haben!“, wispert Yrgide.

„Woher hat sie das Kleid?“, will Alemesh wissen.

„Vom Händler an der Ecke“, raunt Erky.

Auf dem Boden spielt Elsas Tochter Senait mit einem Feuerzeug, eine Fünfjährige mit trotzigem Blick. Nachts schläft Senait hinter einer blickdichten Plane in einer Holzkiste am Fußende von Elsas Bett, damit die Freier sie nicht sehen.

Räucherstäbchen verbreiten einen schweren Duft. Elsa lässt eine Tüte mit Khat-Blättern und eine Schachtel mit Kondomen herumgehen, jede nimmt sich für die nächste Nacht. Damit läuten sie nachmittags die Kaffeezeremonie ein, das Ritual, mit dem sich die Koshokosh von Bahir Dar einen

Funken Normalität in ihren Alltag zurückholen.

Elsa ist, wie fast alle hier, davongerannt vor einer Hochzeit, die sie nicht wollte. „Wir sind Töchter, die gegen die Regeln des Dorfes rebelliert haben“, sagt sie. „Nun müssen wir dafür büßen.“

Ein Lastwagenfahrer hatte Elsa mitgenommen, als sie, gerade 14 Jahre alt, aus ihrem Elternhaus geflohen war. Auf dem Weg nach Bahir Dar vergewaltigte er sie. Dann verschacherte er sie an eine Barbesitzerin. Elsa musste anschaffen gehen, damit sie der Zuhälterin das Geld zurückgeben konnte, für das diese Elsa dem Fahrer abgekauft hatte. Kondome gab es nicht. „Wasch dich hinterher, das genügt!“, hatte die Barbesitzerin gesagt.

Es dauerte nicht lange, und Elsa wurde schwanger. Von wem, das weiß sie nicht. Als das Baby kam und mit seinem Gebrüll die Kunden vertrieb, setzte die Zuhälterin Elsa vor die Tür.

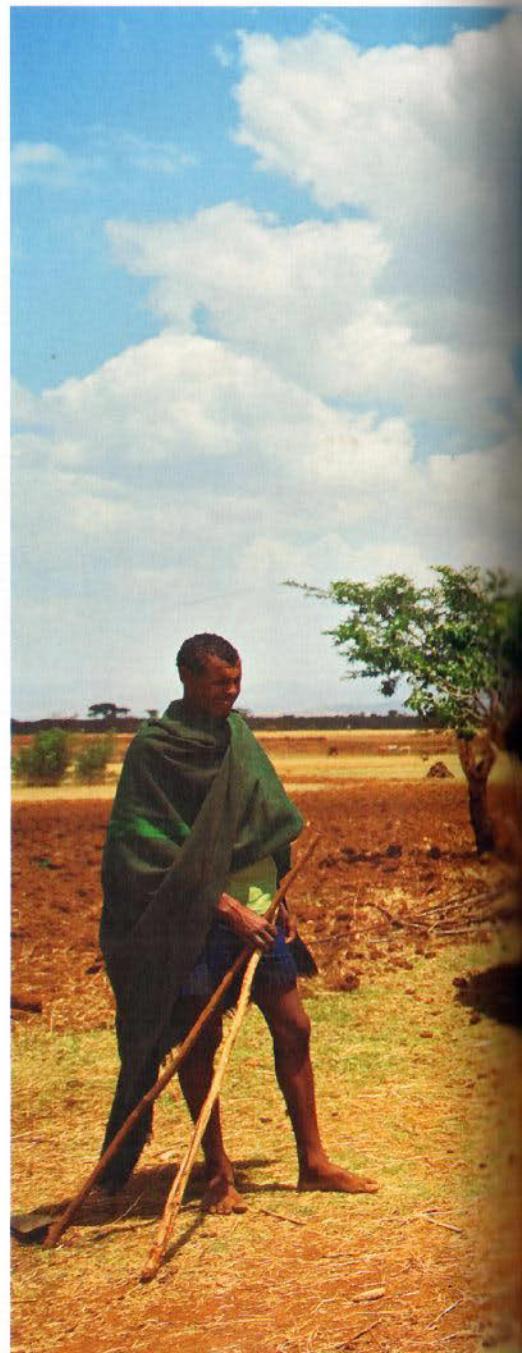
Was bleibt einer, die nichts weiß und nichts kann, die Hunger hat und ein Neugeborenes am Leben erhalten muss? Neun Tage nach der Geburt begann Elsa wieder zu arbeiten, dieses Mal auf eigene Rechnung auf den Straßen im 5. Bezirk.

„Was war ich dumm!“, sagt Elsa oft. Es klingt, als würde sie sich allein die Schuld an diesem Leben geben – und nicht ihrer Familie, dem Dorf und seinen Bewohnern; Eltern, die, gefangen in Tradition und Armut, Töchter seit Generationen einen eigenen Willen absprechen und Bildung für sinnlos und schädlich halten.

Vor Kurzem stand plötzlich Adera, ihre 15-jährige Schwester, vor Elsas Hütte, auch vor einer Zwangsheirat geflohen. „Du wirst

Abschied: Verpackt wie ein Präsent, wird Leywalem auf ein Maultier gesetzt. Sie hat lange nichts gegessen; sie muss »mürbe sein«, sagen die Männer. Damit sie nicht zurück nach Hause kehren kann, erfährt sie nicht, in welches Dorf sie zieht

Freudentänze vor dem Elternhaus der Braut: Freunde haben den Bräutigam in das entlegene Dorf Wonberma eskortiert. Die ganze Nacht über haben sie getrunken und gelärmten. Leywalem darf ihren zukünftigen Mann nur hören, nicht sehen



wie wir alle ins offene Messer laufen, und ich werde dir dabei zusehen müssen", hatte Elsa geschimpft. Doch zurück ins Dorf schicken konnte sie ihre kleine Schwester nicht.

Die Jahre im 5. Bezirk haben Elsa klug gemacht. Sie hat gelernt, sich und anderen mit kleinen Tricks zu helfen. So hat sie zum Beispiel begonnen, die Gläser, in denen sie den Freiern ihren selbst gebrannten Gin verkauft, am Boden mit Kerzenwachs zu beträufeln. Sie verbraucht nun ein Drittel weniger Schnaps.

Mit dem zusätzlich verdienten Geld bezahlt Elsa Adera einen Schlafplatz unter dem Bett der Alten, die in der Hütte gegenüberwohnt. Sie schickt ihre kleine Schwester zur Schule. Sie achtet darauf, dass Adera sich von Männern fernhält. Sie hat sie aufgeklärt, vor

allem über Aids, jene Seuche, die unaufhaltlich ihre tödliche Spur durch den 5. Bezirk zieht. So viele, meist ahnungslose Mädchen hat die Seuche dahingerafft, dass auch Elsa bei jedem Husten, jedem Schnupfen Todesangst bekommt.

DIE VERHEIRATUNG minderjähriger Mädchen ist in Äthiopien seit 1957 verboten. Das hat sich selbst im amharischen Hochland herumgesprochen, wo Botschaften nicht über Zeitungen, Radio und Telefon verbreitet werden, sondern immer noch mit Eselskarren reisen, über Trampelpfade auf die Märkte und in die staubige Savanne fliegen.

Eltern, die sich über das Gesetz hinwegsetzen, droht eine Gefängnisstrafe – auch das wissen die meisten Bauern: sieben Jahre

für eine verheiratete Tochter unter 13, drei, wenn sie jünger als 18 ist.

Doch Traditionen sind stärker als Gesetze. Und auf dem Dorf gelten all jene als Verräter, die sich gegen das Althergebrachte auflehnen.

Am gefährlichsten sind aufmerksame Lehrer. Ein leerer Stuhl im Klassenzimmer, auf dem noch vor Kurzem ein Mädchen gesessen hat, genügt, schon schöpfen sie Verdacht: Da ist wieder eine illegale Hochzeit gefeiert worden, da ist wieder ein Mädchen in der Küchenhütte ihrer Schwiegereltern verschwunden.

Die Lehrer führen Listen und geben die Namen der Mädchen an die Behörden weiter. Manchmal wandert dann sogar ein Polizist hinaus in das betreffende Dorf, um die



Brauteltern festzunehmen. Sie haben nur eine Chance, der Strafe zu entgehen: Sie müssen die Hochzeit für ungültig erklären und unterschreiben, dass sie ihre Tochter wieder zur Schule schicken werden.

In Adet, einem von 105 Distrikten in Amhara, sollen auf diese Weise innerhalb weniger Monate 59 Hochzeiten aufgehoben worden sein.

Doch Mädchen wie Leywalem, die nie zur Schule gegangen sind und keine Kontakte außerhalb ihres Elternhauses haben, wird niemand vermissen. Und was ist schon eine Unterschrift? Jeder weiß, dass sich die abgelegenen Dörfer kaum überwachen lassen.

Um den Schein zu wahren, schicken manche Schwiegereltern die Bräute ihrer Söhne zwar zur Schule, doch sie kaufen ih-

nen weder Hefte noch Bücher und lassen ihnen keine Zeit, für Prüfungen zu lernen. Ausgelaugt von der Hausarbeit sitzen solche Mädchen teilnahmslos im Klassenzimmer, bis sie zum ersten Mal schwanger werden. Dann verschwinden sie endgültig.

YEKABA SEHEN WIR eines Morgens im Vorbeifahren. Als wir stoppen, krümmt sich die 15-Jährige vor Schmerzen auf einer Trage aus Stöcken und Stroh. Seit zwei Tagen und Nächten irrt ihre Familie mit der Gebärenden durch die Savanne, auf dem Weg ins Krankenhaus nach Bahir Dar.

„Das Kind will nicht hinaus!“, ruft Yekabas Mutter verzweifelt, „Tiest, der Geist, hält es fest im Mutterleib.“ Tiest komme mit dem Savannenwind, sagt sie, und er sei

schuld daran, dass Frauen diese Höllenqualen erdulden müssen.

Wir fahren Yekaba in die Klinik und fragen uns, wie lange sie noch durchgehalten hätte, wären wir nicht zufällig vorbeigekommen.

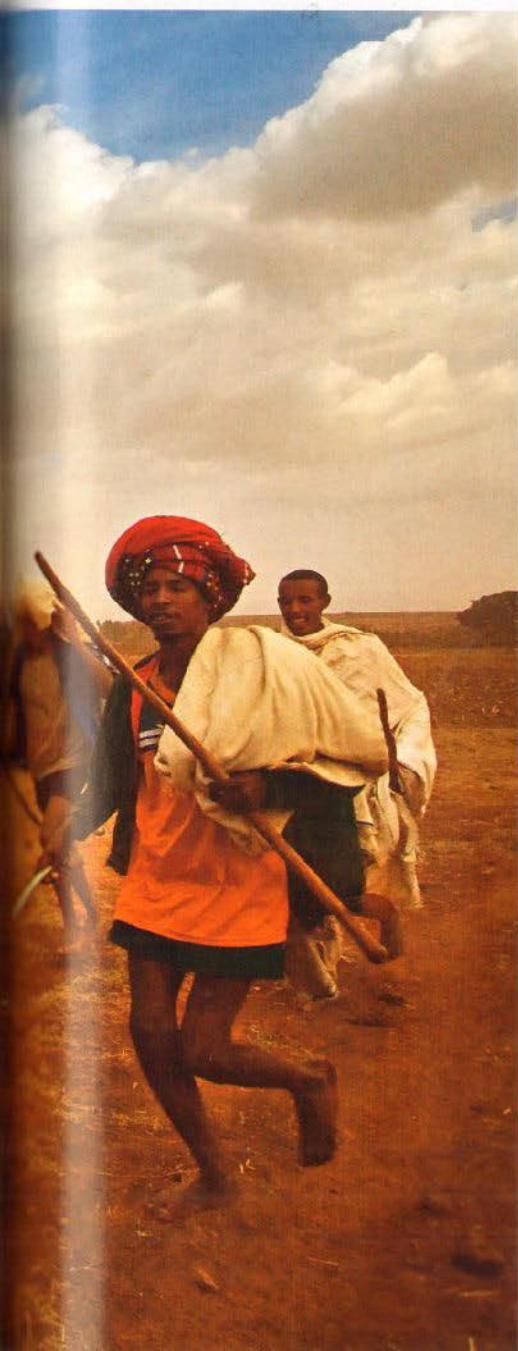
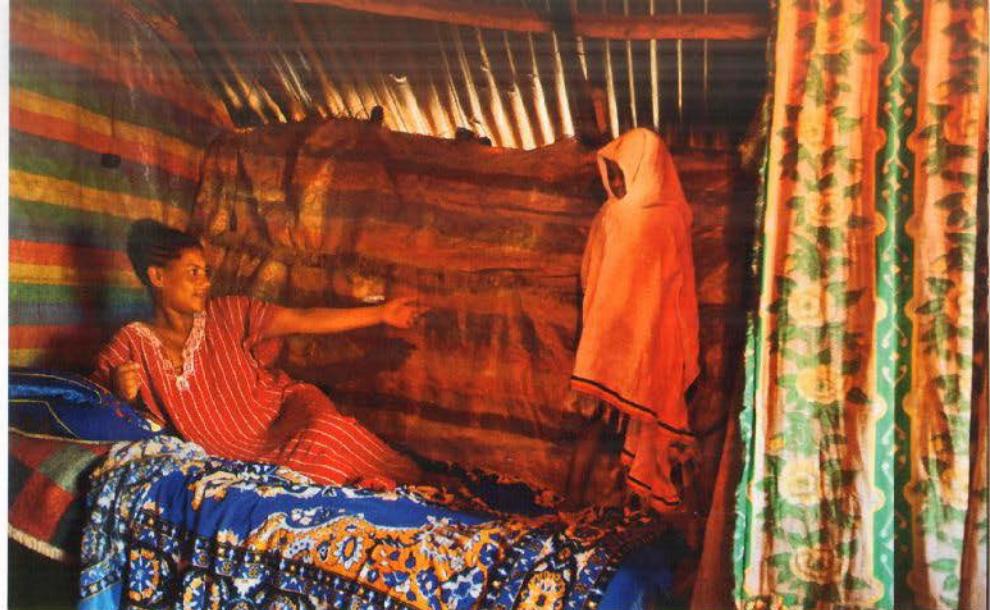
Stöhnen und Wimmern dringt in den Hof. Stundenlang sitzen wir vor der Geburtsstation, gemeinsam mit einem Dutzend Bauernfamilien aus dem Hochland. Sie alle haben aus dem gleichen Grund den weiten Weg in die Regionalhauptstadt auf sich genommen: In den Leibern der Frauen stecken die Kinder fest. Seit Tagen schon.

„Sie dürfen nicht schreien“, sagt eine alte Frau, die ihrem Sohn, einem werdenden Vater, Fladenbrot mit Soße reicht. „Schreie locken die bösen Mächte an.“



Die 20-jährige Elsa Haile, Mutter einer Tochter, hat gegen die Zwangsehe rebelliert. »Dafür musste ich büßen«, sagt sie. Seit ihrem 14. Lebensjahr arbeitet sie als Prostituierte, für zwei Euro die Nacht. Das Schicksal vieler entflohen Kinderbräute

Auf dem Ritt zu den Schwiegereltern hat der Trauzeuge die Braut im Griff – damit sie nicht abspringen und fliehen kann. Der beste Freund des Bräutigams wird diesem in der Hochzeitsnacht beistehen, falls der zu betrunken ist, seine Männlichkeit zu beweisen



Später die gute Nachricht: Das Baby ist da, es ist ein Junge. Yekaba hat überlebt. Vater und Mutter fallen weinend auf die Knie.

Yekaba hat Glück gehabt.

Medizinisch gesehen, ist sie mit 15 Jahren im gebärfähigen Alter – würde sie in einer Industrienation leben. Äthiopien aber ist eines der ärmsten Länder der Welt. Mädchen wie Yekaba sind häufig unterernährt und in ihrer körperlichen Entwicklung verzögert. Sie tragen ein besonders hohes Risiko, eine Geburt nicht zu überleben. Pro 100 000 Geburten sterben in Äthiopien 870 Mütter – in Deutschland sind es acht.

Wenn Wehen tagelang anhalten, ohne dass die Mädchen medizinisch betreut werden, entstehen „Geburtsfisteln“: Der Kopf des Babys drückt gegen das viel zu enge Becken und unterbricht die Blutzirkulation. Gewebe stirbt ab und hinterlässt ein Loch zwischen Vagina und Blase, manchmal auch zwischen Vagina und Rektum. Überlebt die Mutter die Geburt, ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass ihr Kind tot geboren wird und sie ein Leben lang unter schwerer Inkontinenz leidet.

IN DÖRFERN wie Wonberma hält sich seit Ewigkeiten der Glaube, der Erzengel Gabriel habe der Jungfrau Maria im Alter von 15 Jahren verkündet, dass sie Gottes Sohn empfangen werde. Was kann schlecht daran sein, fragen die Leute, wenn selbst Maria derart jung Mutter geworden ist? In Amhara, dem Herzland des christlich-koptischen Äthiopien, ist die Macht der Kirche absolut.

Leywalem muss das goldene Kreuz küssen, während der alte Priester sein Gebet herunterschnarrt. Ein weißes Kopftuch verdeckt das Gesicht der Braut, der Cousin

schiebt ihren Kopf in die richtige Richtung; wie ein Geschenk ist sie in mehrere Lagen Kleider und Hosen gehüllt. Ihren Bräutigam hat sie immer noch nicht zu Gesicht bekommen. Sie darf auch nicht erfahren, in welches Dorf sie ziehen wird – sie soll den Weg zurück zu ihrer Mutter nicht finden.

Mit Schwung hebt der Trauzeuge Leywalem auf das Maultier. Dann steigt er selbst hinter ihr in den Sattel und hält mit der linken Hand einen schwarzen Regenschirm, sein rechter Arm umklammert die Braut. Er wird sicherstellen, dass Leywalem nicht vom Esel fällt oder abspringt und davonrennt. Der Trauzeuge ist der beste Freund des Bräutigams. Er wird dem jungen Ehemann in der Hochzeitsnacht beistehen, falls der zu betrunken sein sollte, seine Männlichkeit zu beweisen.

Und da steht er nun: Alelegn Challe, der Bräutigam, 24, vielleicht auch 25 Jahre alt – er weiß es selbst nicht so genau. Trägt weiße Sandalen und Strümpfe. Die Beine lang, die Arme auch. Auf seinem Kopf ein schief sitzender Turban. Alelegns Freunde tanzen unter dem Affenbrotbaum. Sie johlen und hecheln, beinahe so, als wollten sie eine glückliche Entführung feiern. Nein, hat Alelegn uns am Abend zuvor verraten, auch er habe die Hochzeit nicht gewollt. Doch dann hat er mitgefiebert.

Leywalem sei nicht gerade das, was er sich ausgemalt hat, sagt er, das müsse er zugeben – zu jung, soweit er das erkennen kann, keine Hüften, kein Busen, kein Po. Ein wenig widerspenstig wirkt Leywalem auf ihn, als bereite ihr das alles kein Vergnügen.

Aber Alelegn Challes Blick strahlt Zuversicht aus. Er wird sie sich schon gefügig machen, seine kleine amharische Braut. □

NEPAL

DIES IST SUMINAS
GESCHICHE:
WIE 63 PROZENT
ALLER NEPALESINNEN
WIRD SIE VOR DEM
18. LEBENSAJAH
VERHEIRATET, WIE JEDE
DRITTE ZUR KINDER-
ARBEIT GEZWUNGEN.
IHRE LEBENS-
ERWARTUNG: 68 JAHRE,
2,4 KINDER

Die 15-jährige SUMINA BALAMI wird an der Hand ihrer Mutter zu ihrem

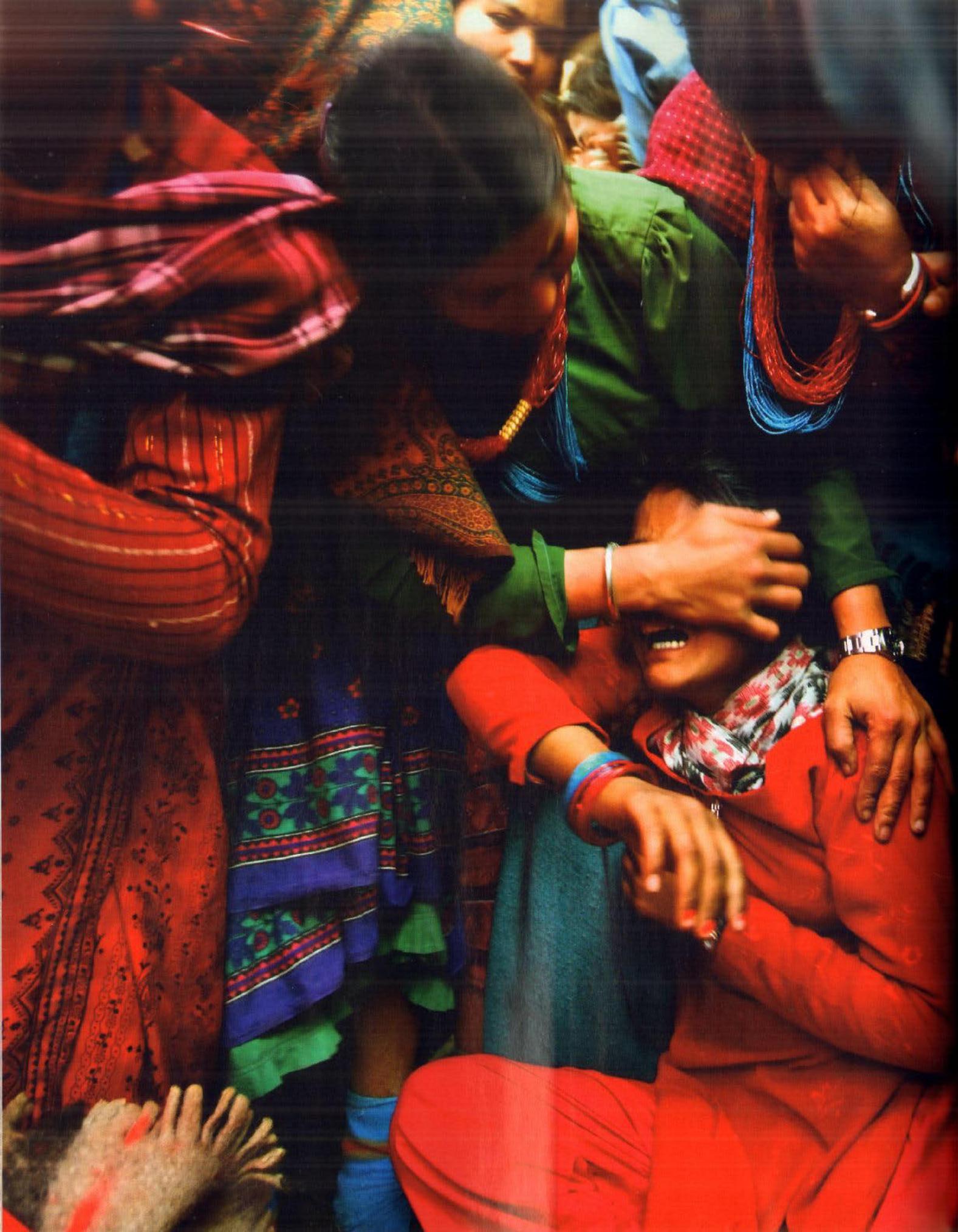
Bräutigam getragen. Er ist ein Jahr älter als sie und wohnt nicht weit – die Familien sind Nachbarn.

„Mädchengabe“ heißt im hinduistisch geprägten Nepal diese Übergabe. Traditionen wiegen schwer in Suminas Heimat, dem Dorf Kagati nördlich der Hauptstadt Kathmandu. In mehr als 2000 Jahre alten hinduistischen Manuskripten sind strenge moralische Regeln festgelegt, wonach ein Vater seine Tochter sehr jung verheiraten soll:

Das beste Alter sei zwischen acht und zehn. Eine früh vermählte Tochter, heißt es unter den Bauern, verhelfe der gesamten Familie zur Erleuchtung. Manche Kinder werden einander schon als Babys versprochen.



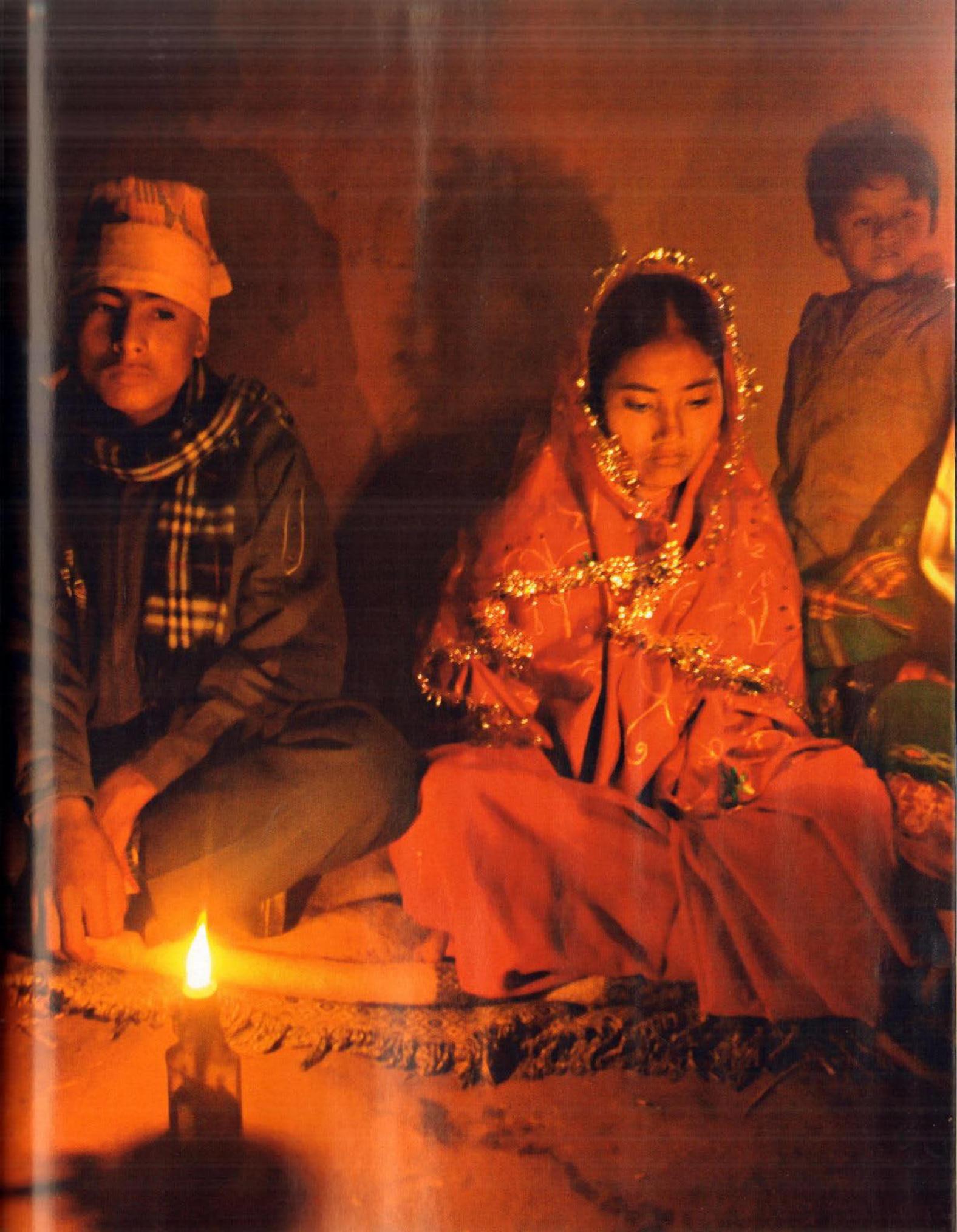




Weinend bricht SARASWATI BALAMI zusammen, als ihre ältere Schwester Sumina nach einer Tempel-Zeremonie zum Haus der Schwiegereltern getragen wird. „Die Liebe ist wie ein Wassertopf, der erst nach der Hochzeit zu kochen beginnt“, lautet ein Sprichwort im Dorf. Dabei scheitert jede zweite Ehe – und sorgt für Streit. Die oft mit Krediten finanzierte Mitgift beträgt mindestens einen prächtigen Büffel und eine wohlgenährte Ziege, zudem bringen die Bräute meist neue Möbel, Küchenutensilien und neuerdings sogar Fernsehgeräte ins Haus der Schwiegereltern. „Mitgiftjäger“, schimpfen die Brauteltern, wenn nach Jahren der Drangsal wieder eine Ehe gescheitert ist. „Eure Tochter ist eine Hure!“, poltern die Eltern des Bräutigams.

PRAKASCH BALAMI ist mit 16 Jahren selbst noch ein Kind. Auch er wollte die Hochzeit mit SUMINA nicht. In den nächsten Monaten lässt er eine jüngere Schwester wie eine Schutzmauer zwischen sich und Sumina im Ehebett liegen. Mit seiner Frau spricht er nur in Befehlen: „Hol die Fernbedienung! ... Geh arbeiten!“ Ansonsten vergräbt er sich in seine Schulbücher. Auch Sumina würde gern zur Schule gehen. Der Schwiegervater hatte es ihr vor der Heirat versprochen. Als sie ihn daran erinnert, belehrt er sie lachend: „Deine Schule ist der Stall.“ Der wird ihre Zuflucht, oft bleibt sie über Nacht bei den Tieren, selbst als sie hochschwanger ist. Sie hofft, dass sie einen Jungen gebären wird. Ein Sohn werde vielleicht Prakasch zum Reden bringen.



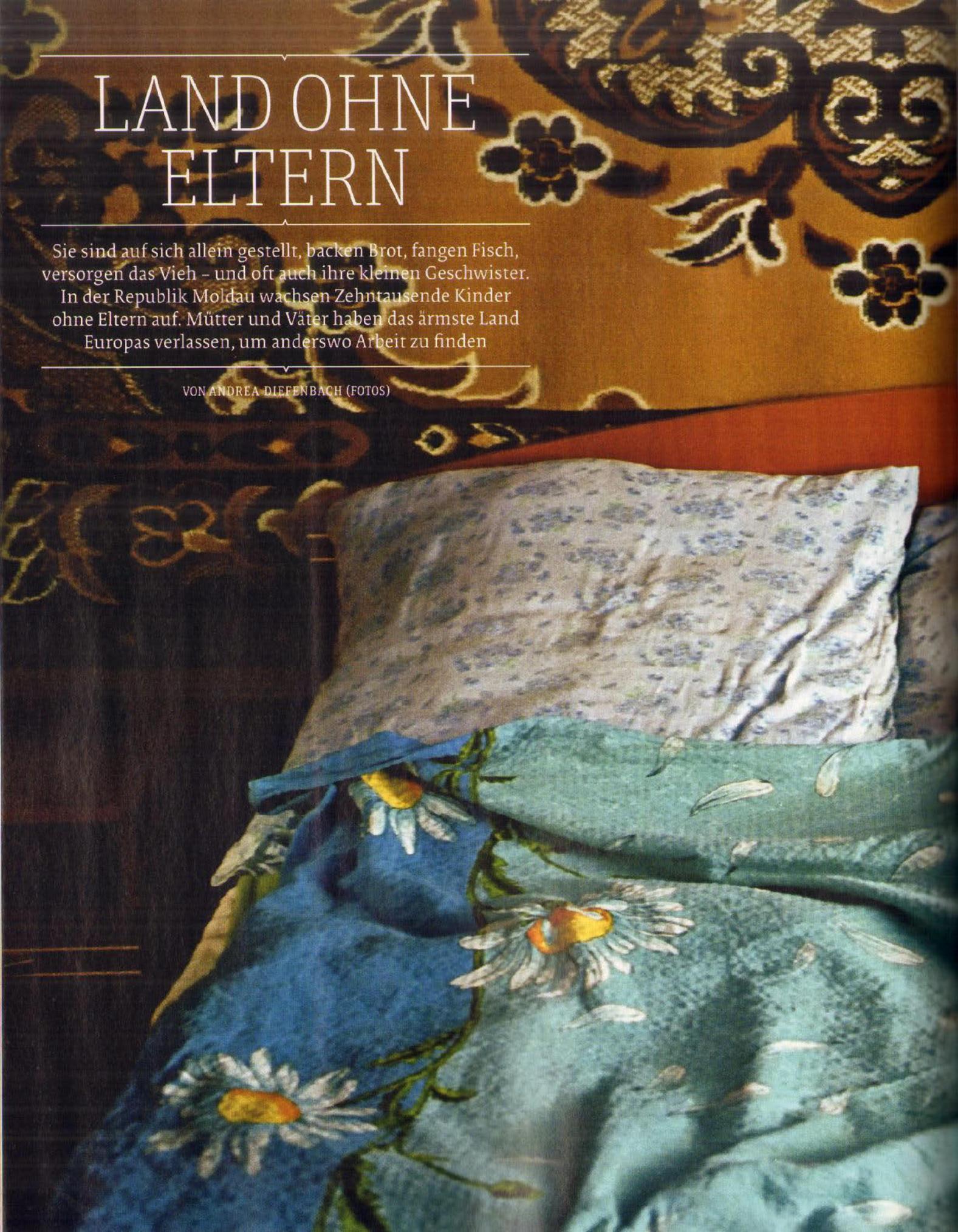


LAND OHNE ELTERN

Sie sind auf sich allein gestellt, backen Brot, fangen Fisch, versorgen das Vieh – und oft auch ihre kleinen Geschwister.

In der Republik Moldau wachsen Zehntausende Kinder ohne Eltern auf. Mütter und Väter haben das ärmste Land Europas verlassen, um anderswo Arbeit zu finden

von ANDREA DIEFFENBACH (FOTOS)





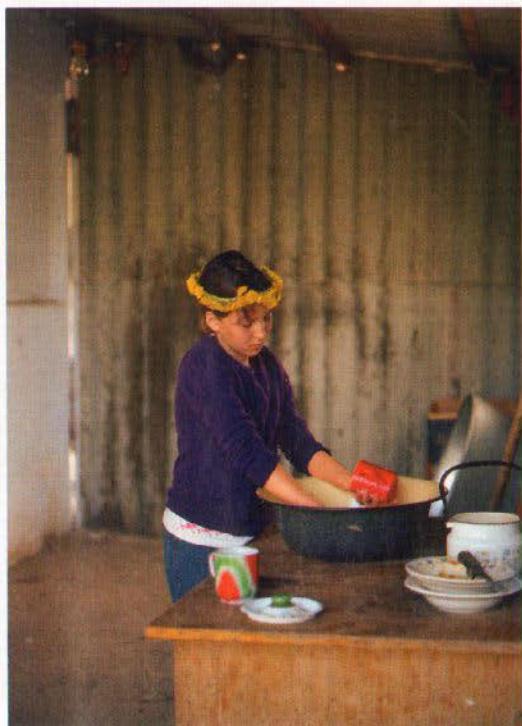




OLGA, SABRINA UND CAROLINA

Seit 2007 sind sie allein, warten täglich auf die Anrufe der Mutter: Olga, 13, Sabrina, 11, und Carolina, 8. Weil die Kolchosen der Sowjetzeit aufgelöst wurden, gibt es auf dem Land kaum mehr Arbeit. „Unser Vater fing an zu trinken“, erzählt Olga. Wo er steckt, weiß sie nicht. Die Mutter ist illegal nach Italien gegangen, „damit wir Geld zum Leben haben“. Dem Schlepper zahlte die Mutter 4000 Euro. Nun pflegt sie eine alte Dame, rund um die Uhr, sieben Tage die Woche – für 850 Euro im Monat. „Mama schläft auf einer Liege im Flur“, sagen die Mädchen. „Wenn wir telefoniert haben, legen wir uns traurig ins Bett und schauen uns Fotos von ihr an.“





Olga, die Älteste, hat alle Verantwortung übernommen. Gemeinsam macht sie mit den jüngeren Schwestern Hausaufgaben. „Ich habe es Mama versprochen, sie will, dass wir gut in der Schule sind.“ Bevor die Mutter ging, hat sie Olga beigebracht, wie man einen Haushalt führt, wie man Schafskäse macht, Brot backt und Gemüse einlegt. Manchmal schickt die Mutter Erdbeermarmelade, echte italienische Spaghetti – und neue Fotos von sich. „Sie sieht nun schöner aus“, berichten die Schwestern stolz. „Sie kleidet sich modisch und trägt sogar Make-up.“ Bald wolle die Mutter ihre Töchter nach Italien holen. Ein schönes Land, habe sie ihnen immer wieder vorgeschwärmt. Am schönsten sei Venedig. „Dort soll es Straßen aus Wasser geben“, sagen die Mädchen und kichern.







SLAWIK UND TATJANA

Ein Datum, das Slawik, 14, nie vergessen wird: Am 13. Juni 2004 bestieg seine Mutter Tatjana frühmorgens den Bus und fuhr nach Italien. Seitdem hat er sie nicht mehr gesehen. Sie hält sich mit Putzjobs über Wasser und wagt sich abends nicht vor die Tür – aus Furcht, entdeckt und zurück in die Heimat geschickt zu werden. Die Mutter sei tapfer, sagt Slawik. Doch er wisse genau, dass sie nach Telefonaten mit ihm weine. Er wohnt bei seiner Tante, teilt sich ein Zimmer mit seinem Cousin. Aber er fühle sich fremd. „Mein Onkel und meine Tante bekommen kein Geld für mich. Das macht es umso schwerer. Ständig habe ich das Gefühl, ihnen etwas schuldig zu sein.“





ION, SVETLANA UND ARTEMIE

„Manchmal macht mich alles nur müde“, sagt Ion, Vater des vierjährigen Artemie. Dann trinke er ein Glas Wasser, es müsse ja irgendwie weitergehen. 2007 ging Svetlana, Artemies Mutter, nach Italien. Wie viele Moldauerinnen verdient die Journalistin dort Geld als »Badante«, als Altenpflegerin. Ion arbeitet daheim im Schichtdienst in einer Möbelfabrik, nebenbei kocht, wäscht und putzt er. Wenn er einkaufen geht, setzt er den Sohn manchmal vor den Computer, ruft seine Frau über das Internet an, damit sie am Monitor auf Artemie aufpasst. Svetlana hat nun eine Aufenthaltsgenehmigung für Italien und sagt, ein Leben in der Republik Moldau sei für sie unvorstellbar geworden.









ARHIB UND SEINE GROSSELTERN

Seine Großeltern liebt Arhib, 5, abgöttisch, sie sind sein Ein und Alles – sein Vater ist zum dritten, die Mutter zum zweiten Mal nach Italien aufgebrochen. Dort arbeiten sie als Erntehelfer auf einer Melonenfarm. Sie verdienen fünf Euro die Stunde. Die Eltern müssen im Dorf 6000 Euro Schulden abzahlen. Wenn sie zurückkommen, wollen sie ein Haus bauen, haben sie verkündet. Würden sie bloß Arhib und seine Schwester Dana, 8, nicht so vermissen! Die Großeltern schimpfen, ihre Enkel seien verwöhnt. Ständig bekämen sie Geschenke aus Italien: Schokolade, Plastikspielzeug, Unmengen von Kleidung. „Viel zu schade um das schöne Geld! So wird das doch nie was mit dem Haus“, seufzt der Großvater. □





PUBERTÄT: DIE ZWEITE GEBURT

Der körperliche und seelische Wandel von Teenagern ist so dramatisch, dass Eltern ihre Kinder oft nicht wiedererkennen. Neurologen dagegen verstehen das seltsame Gebaren der Heranwachsenden immer besser

VON HARALD WILLENBROCK (TEXT)

Die Kindheit endet immer früher. 1860 setzte die erste Regelblutung bei Mädchen im Alter von knapp 17 Jahren ein. Heute beginnt die Geschlechtsreife in den westlichen Gesellschaften manchmal schon bei Zehnjährigen. Gesünderes Wohnen, besseres Essen und nicht zuletzt der Fettanteil am Körpergewicht setzen das »Pubertätsprogramm« mit in Gang





Es ist Hirnscan-Tag am „National Institute of Mental Health“ (NIMH) in Bethesda, nordwestlich von Washington. Auf einem Flur des Instituts lümmelt eine Handvoll Teenager und vertreibt sich die Wartezeit mit Laptops und Smartphones. Einen nach dem anderen ruft der Psychiater Jay Giedd auf und schiebt ihn auf einer Liege in eine große graue Röhre.

15 Minuten müssen die Freiwilligen in dem Kernspintomographen ausharren. Währenddessen tasten Radiowellen und Magnetfelder ihren Kopf ab, Computer zeichnen 3-D-Grafiken und addieren die Profile unzähliger Teenagerhirne zu endlosen Zahlenkolonnen. So geht es nun schon 20 Jahre am NIMH – Woche für Woche. Und je mehr Bilder und Daten die Rechner ausspucken, umso mehr gerät das gängige Bild jenes rätselhaften Alters ins Wanken, das wir „Pubertät“ nennen.

NOCH BIS MITTE DER 1990ER JAHRE galt: Wenn die „süßen Kleinen“ sich plötzlich verwandeln, ihren Eltern widersprechen, sie provozieren und an den verwundbarsten Stellen attackieren, dann liegt es ausschließlich am Aufruhr der Hormone und an der Verwirrung, welche die jugendliche Psyche im Niemandsland zwischen Kindheit und Erwachsensein ergreift. Vom Denkorgan keine Rede. Fachleute glaubten, das menschliche Gehirn sei mit zwölf Jahren fast ausgereift. Die entscheidenden neuronalen Entwicklungen würden sich sogar früher abspielen, in der Zeit bis zum dritten Lebensjahr.

Aber als Jay Giedd und seine Kollegen zu Expeditionen in die Köpfe gesunder amerikanischer Jugendlicher aufbrachen, stießen sie anstelle des erwarteten fertig ausgebildeten Organs auf eine höchst lebendige Baustelle, auf der ständig Gerüste montiert, neue Verbindungen gelegt und alte abgerissen werden. Viele Bauabschnitte, die man zuvor längst abgeschlossen wähnte, werden, so stellte sich heraus, in der Pubertät frisch vermessen, andere befinden sich offensichtlich in einer Phase langwieriger Restaurierung.

Wenn also Heranwachsende infrage stellen, was Erwachsene ihnen über das Leben weismachen wollen, wenn sie in ihre dunkelste fröhkindliche Trotzphase zurückfallen scheinen, wenn sie Verkehrsschilder klauen und ihre Sätze unablässig mit den Vokabeln „krass“, „geil“ und „uncool“ spicken, dann hat das zwar mit Hormonen zu tun und mit der psychosozialen Herausforderung, sich von der Kindheit zu verab-

schieden; aber in entscheidendem Maß auch mit Vorgängen im Gehirn.

Auf seinen Aufnahmen erkannte Giedd, dass die graue Substanz des Gehirns – aus ihr besteht vor allem die mit höheren kognitiven Aufgaben betraute Großhirnrinde – in den Jahren vor der Pubertät einen Wachstumsschub erlebt, den zweiten nach jenem im Kleinkindalter. Diese Entwicklung erreicht nach den Beobachtungen von Jay Giedd ihren Höhepunkt ungefähr zur Zeit der Adoleszenz. Danach schrumpft die Zellmasse langsam wieder.

Hinter der Volumenzunahme vermuten Forscher das Sprießen frischer Verzweigungen der Nervenzellen und die Bildung neuer Kontaktstellen zwischen ihnen. Das Gehirn schafft sich auf diese Weise Myriaden neuer Verschaltungen, mit deren Hilfe es Informationen verarbeiten und speichern kann. Anschließend beschneidet es aufgrund seiner Erfahrungen diese Vielfalt wieder. Verknüpfungen, die häufig beansprucht werden, bleiben erhalten, ja, werden sogar verstärkt. Solche, über die kaum „gefunkt“ wird, verkümmern und verschwinden. Einen „neuronalen Darwinismus“ nennt der amerikanische Neurobiologe und Nobelpreisträger Gerald Edelman diese Selbstorganisation des Denkapparats, bei der nur die meistgenutzten Synapsen überleben. Mit anderen Worten: Während der Adoleszenz justiert unser Gehirn die Kanäle, auf denen wir Informationen und Emotionen transportieren und verarbeiten, noch einmal neu.

DABEI REIFEN die verschiedenen Hirnregionen keineswegs im Gleichtakt. Während die Baustellen in den Arealen, die an der Bewegungssteuerung und der Wahrnehmung beteiligt sind, also der motorische und der sensorische Kortex, relativ bald wieder geschlossen werden, dauern die Umbauten in den Feldern für Sprache und räumliche Orientierung länger. Die meiste Zeit beansprucht indes die Fertigstellung des Präfrontalhirns, das unmittelbar hinter der Stirn angesiedelt ist. Sie dauert bis über das 20. Lebensjahr hinaus.

Ausgerechnet dieser Stirnlappen aber ist für exekutive Aufgaben wie Planung, Prioritätensetzung, das Abwägen von Konsequenzen und die Unterdrückung von Impulsen zuständig. Er fällt Entscheidungen wie „Jetzt beende ich zunächst meine Hausaufgaben und bringe den Müll raus, und erst dann maile ich meinen Freunden über einen Film, den ich mit Ihnen sehen möchte“. Wenn also ein Sprössling auch auf wiederholte Aufforderung hin den Müll nicht wegbringt,

Die Niederländer Ari Versluis und Ellie Uyttenbroek zeigen die Dresscodes verschiedener sozialer Gruppen, darunter die »Miss-Shapes«: die meist lesbischen Fans einer gleichnamigen Clubnacht in London

Drogen

Ein Dorf im nördlichen Schleswig-Holstein; ein rotes Backsteinhaus. Anja Brüggemann*, 37, Auszubildende, ist alleinerziehend. **Vincent, 15**, geht zur Hauptschule

„Als Vincent noch klein war, haben wir die Entscheidungen für ihn getroffen. Heute denke ich immer darüber nach, wie viel Einfluss ich noch nehmen kann und ...“ – Anja Brüggemanns Stimme bekommt einen kleinen Knacks – „... kommt er heil durch die Pubertät?“

Vincent raucht Haschisch, seit er 13 ist. Phasenweise lebt er im Dauerrausch. Er ist viermal von der Schule geflogen. Manchmal wacht Anja Brüggemann frühmorgens auf. Dann dreht sich ihr vor Angst fast der Magen um.

Vincents lange Haare fallen über seine Augen. Ein gut aussehender Junge mit einem freundlichen Lächeln.

Versteht er die Sorgen seiner Mutter?

„Nee, nicht wirklich.“ Pause. „Kiffen und Alkohol, da hat sie ein paar Probleme mit.“

„ICH hab da ein paar Probleme mit.“ Mutter und Sohn tauschen Blicke.

„Kiffen erleichtert“, erklärt Vincent später. „Macht locker. Manchmal kann es auch lustig sein.“

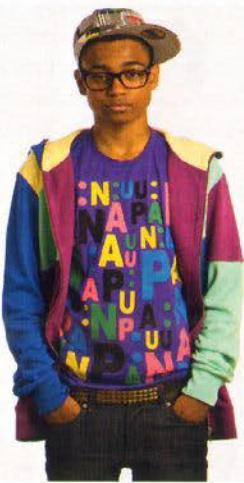
Ob er andere Wege kennt, diese Leichtigkeit zu erreichen?

„Nicht wirklich, nee.“

* Die Namen aller Eltern und Kinder wurden geändert. Die Red.

Autorin der Randskizzen:
Susanne Paulsen





»Hipsters«, die globalen Neo-Bohemiens des 21. Jahrhunderts: cool, anders, alternativ. Und sie wissen, was gerade »hip« ist: knappe Hosen, Kappen, Brillen – und Ein-Gang-Fahrräder

Frühreif

Ein Städtchen bei Jena; ein Wohnblock. Klaus Heidkamp, 47, Elektroinstallateur; Inga Heidkamp, 45, Sekretärin. Sandra, 18, Lehre als Sozialbetreuerin. Sohn Hannes, 22, ist schon aus dem Haus

„Wir haben seit Jahren nicht mehr gestritten. Eher schweigen wir uns an. Aber das halten wir nie lange aus.“ Sandra hat ernste Augen. Ihre rot gefärbten Haare wachsen gerade aschblond aus. Im Mund glitzert eine Kugel aus Stahl. Das Zungen-Piercing hat sie sich mit 13 stechen lassen. „Bevor wir uns darüber auseinandersetzen konnten, hatte sie es schon“, erinnert sich Inga Heidkamp. „Sie weiß genau, was sie will – und setzt es auch durch.“

„Aber ich hab meine Gedanken in der Familie“, sagt Sandra. Warum, wird später klar: All die Jahre, in denen andere Kinder an Scharmützeln um unspektakuläre Alltagsdetails reißen, hielt sie Sorgen aus, Albträume, würgende Angst. Der Bruder schluckte Ecstasy, die Mutter kämpfte gegen ihre Alkoholabhängigkeit. „Jetzt bin ich stolz, dass meine Mutti und Hannes den Entzug geschafft haben.“ „Und in acht Wochen bist du hier raus.“ Mutter und Tochter winken sich scherhaft zu und lachen. Was sein wird, wenn Sandra zu ihrem Freund gezogen ist? „Ich will ein Kind. Wenn's kommt, dann kommt's.“

könnte es schlicht daran liegen, dass sein Präfrontalhirn die Welt und deren Signale anders bewertet. Auf die gebrüllte Frage seiner Eltern: „Hast du mich jetzt endlich verstanden?“, müsste ein solcher Teenager ehrlicherweise antworten: „Ja, aber nicht so, wie ihr denkt!“

Wie eigenartig Jugendliche selbst vermeintlich unmissverständliche Botschaften aufnehmen, konnten Forscher am McLean Hospital in Belmont, Massachusetts, in einem einfachen Experiment demonstrieren. Sie legten Vergleichsgruppen von Pubertierenden und Erwachsenen eine Reihe Porträtfotos vor, auf denen die Menschen Emotionen wie Wut, Trauer, Ärger und Freude zeigten. Gleichzeitig maßen sie mit einem Kernspintomographen die Aktivitäten der Probanden-Gehirne. Ergebnis: Während die erwachsenen Teilnehmer ihren präfrontalen Kortex für die Deutung vielschichtiger Gefühle beanspruchten, schaltete sich bei Heranwachsenden vor allem der „Mandelkern“, auch Amygdala genannt, ein, der Instinktreaktionen und „Bauchentscheidungen“ steuert. „Ich glaube, dass der Frontallappen bei Teenagern nicht immer voll funktioniert“, erklärt die Studienleiterin Deborah Yurgelun-Todd. „Deshalb denken Jugendliche nicht über die Konsequenzen ihres Tuns nach und handeln nach unserer Einschätzung impulsiver.“

FÜR ELTERN HEISST DAS: Wer einen 15-Jährigen zum Erledigen seiner Mathe-Hausaufgaben bewegen will, sollte weniger die abstrakten, in ferner Zukunft liegenden Nachteile („So kriegst du später nie einen Job!“) als die greifbaren Vorteile („Für eine Zwei in der Mathearbeit spendiere ich eine Festplatte!“) betonen. Eltern müssen sich – so mühsam das auch sein mag – manchmal schlicht so verhalten, als seien sie der präfrontale Kortex ihrer halbwüchsigen Kinder.

Eine weitere Ursache für den Hang zu unüberlegten und riskanten Aktionen sehen Forscher im unreifen Nucleus accumbens, einer Zellansammlung, die tief im Gehirn hinter den Schläfen ruht. Dieser Nucleus ist an der Steuerung des Strebens nach Belohnung beteiligt – und er ist, wie man heute weiß, bei Jugendlichen wesentlich weniger aktiv als bei Erwachsenen. Was nichts anderes heißtt, als dass Teenager von einer höheren Klippe springen müssen, um einen gleich starken Kick zu spüren.

Heranwachsende jagen somit dem Risiko hinterher, können es aber schlechter einschätzen. In keiner anderen Phase ihres Lebens suchen sie mit Autorennen, Drogen-

experimenten oder Ausgeh-Exzessen derart den Nervenkitzel wie während der Zeit des Heranwachsens. Neurobiologisch gesehen, ähneln Teenager einem voll besetzten Airbus, der mit vibrierenden Triebwerken über die Startbahn jagt, während im Cockpit noch an Kontrollinstrumenten und Navigationssystemen geschraubt wird.

Kein Wunder, dass es da mitunter zu Unfällen kommt. Tatsächlich ist das statistische Risiko von Verletzungen, auch mit tödlichem Ausgang, nie zuvor und nie mehr später im Leben so hoch wie während der Pubertät. In der Phase, in der Menschen in physischer Hinsicht ihren Höhepunkt erreichen, ist in Europa die Sterblichkeit zweibis dreimal höher als während der Kindheit. Und von den häufigsten zehn Todesursachen während dieser Zeit lassen sich fast alle auf falsches Verhalten durch Fehleinschätzungen (Unfälle rangieren ganz oben) oder extreme Emotionen zurückführen.

„Der Adoleszente zwischen 14 und 20 will existenziellen Herausforderungen nachspüren, durch die er seine Kräfte, Ängste, Hoffnungen, Sehnsüchte und Grenzen erfährt“, analysiert der Schweizer Psychologe Allan Guggenbühl. Einer jener verhaltensauffälligen Schüler beispielsweise, die Guggenbühl als Erziehungsberater betreute, war wegen wilder Experimente bereits einmal von der Schule geflogen. An seiner neuen Schule hatte er nichts Besseres zu tun, als mit Freunden zu wetten, dass die jährliche Schulfieger keine halbe Stunde dauern würde. Kaum hatte der Festakt begonnen, löste der Heißsporn den Feueralarm aus, der Festsaal wurde eilig geräumt. Der Junge gewann seine Wette – und verlor auch an dieser Schule seinen Platz.

AUCH DIE NEIGUNG zu nächtlichen Ausschweifungen lässt sich bei Teenagern biologisch erklären: Während der Wachstumsphase produziert die tief im Gehirn liegende Zirbeldrüse das müde machende Hormon Melatonin mit einer täglichen Verspätung von bis zu zwei Stunden. Viele leben daher mit einer „Phasenverzögerung“, wie Mary Carskadon von der Brown University herausgefunden hat: Weil der „Schlafstoff“ später ausgeschüttet wird, werden Jugendliche nicht nur später müde als der Rest der Welt, sondern morgens auch später munter. Demnach ist hinausgezögertes Zubettgehen weniger eine Frage mangelnder Disziplin, sondern vielmehr einer verschobenen Melatoninfreisetzung.

Wie man heute weiß, reagieren Teenagerhirne nicht nur anders, sondern auch



Heranwachsende Jungs kommen mit körperlichen Veränderungen meist besser klar als Mädchen: Mit tieferer Stimme, breiteren Schultern und kräftigeren Muskeln nähern sie sich dem maskulinen Schönheitsideal. Und wem das zu lange dauert, der versucht vielleicht, der Coolness mit Kippe und Kette ein bisschen nachzuhelfen





Manche Teenager rebellieren nicht gegen die Erwachsenen, sondern möchten selbst schon welche sein. Im französischen Evry fand das Künstler-Duo damenhafte Mädchen mit gleichen Taschen und Frisuren

Outfit

Marburg; ein weiß verputztes Haus mit Jägerzaun. Marion Becker, 44, Hausfrau; Gerhard Becker, 43, Betriebswerker in einer Versandabteilung. **Marie, 14**, Gymnasiastin. Sie hat eine Schwester, 11, und einen Bruder, 9

„Die Mama will die teuren Klamotten nicht. Aber ich.“ Marie hat eine Modellfigur, ein paar Sommersprossen im Gesicht und einen braunen Pferdeschwanz. Auf die Frage, was sie da gerade trage, antwortet sie, ohne an sich herabzuschauen: „Puma-Strümpfe beige. Madonna-Jeans. Street-One-Jacke. Das T-Shirt ist nur von New Yorker. Aber da ist ...“ – ein triumphierender Blick hin zur Mutter – „gleich die Naht aufgerissen.“ „Es fing eigentlich mit den Jeans an“, erzählt Marion Becker. „Marie ist so schmal und so lang. Es hat ihr keine gepasst außer der von S. Oliver. Da habe ich zum ersten Mal ‚na gut‘ zu Markenkleidung gesagt.“ Inzwischen darf Marie sogar ohne die Mutter shoppen gehen. Marion Becker hat mit sich gekämpft, bevor sie die Regelung zugelassen hat. Aber jetzt findet sie sie „befreend“. „Ich gebe Marie Geld und sage zum Beispiel: ‚Kauf dir drei Hosen.‘“ „Ich kauf mir dann meistens nur eine“, sagt Marie. „Wenn sie mehr kostet, als ich von Mama mitbekommen habe, lege ich noch was drauf.“

langsamer. Zwischen dem 12. und 18. Lebensjahr geht die Geschwindigkeit, mit der Heranwachsende Gefühle von Mitmenschen erkennen, bis zu 20 Prozent zurück – womöglich ebenfalls ein Zeichen für die relativ ineffiziente Verschaltung neuronaler Zentren. Wenn es also eine Lebenssituation gibt, in der die Entschuldigung „Er kann doch nichts dafür!“ angebracht ist, dann in der Phase der Adoleszenz.

Alles also eine Sache des Denkapparats? Emotionale Ausbrüche, ausschweifende SMS-Orgien und riskante Spritztouren mit Papas Opel lediglich eine Frage von Mandelkern, Frontallappen und grauer Masse?

SO WEIT GEHEN die neuen Erkenntnisse dann auch wieder nicht. Hirnforscher glauben, dass die praktischen Lebenserfahrungen eines Jugendlichen enorme Rückwirkungen auf die Strukturbildung unterm Schädeldeckel haben. „Ihr entscheidet selbst über die permanenten Verschaltungen in eurem Gehirn“, ermutigt Jay Giedd junge Leute. Und er fragt weiter: „Willst du es durch Sport zur Reifung bringen, durch das Spielen eines Musikinstruments oder durch das Lösen mathematischer Aufgaben? Oder indem du auf der Couch vor dem Fernsehapparat liegst?“ Die phänomenale Plastizität des jugendlichen Hirns sei ein mächtiger und vielversprechender Aspekt, der bislang viel zu wenig berücksichtigt worden sei. „Andererseits“, so der Neuroforscher, „zahlen wir für diese Formbarkeit auch den Preis der Verletzbarkeit. Denn wenn ein Hirn zum Guten verändert werden kann, kann man es folgerichtig auch zum Schlechten wandeln.“

So ist es zu erklären, dass Jugendliche trotz ähnlicher Prozesse in ihrem Hirn die Pubertät unterschiedlich bewältigen. Ihre biologische Konstitution ist lediglich ein Motor, der sie vorantreibt – wohin er sie bewegt, hängt ab von den Widerständen, die ihnen Gesellschaft und Kultur, Psyche und Familie entgegensetzen, und von den Wege, die sie ihnen weisen. Und natürlich spielen auch die Hormone eine gewichtige Rolle – gleich hochwirksamen Drogen, die nicht nur das Bewusstsein, sondern ebenso Körper und Verhalten radikal verändern. Wer aber anders denkt, lebt und sich verhält, macht neue Erfahrungen, was wiederum die Bauarbeiten im Hirn in eine andere Richtung lenkt und die Hormone anregt, was wiederum ...

Barbara Strauch, Wissenschaftsredakteurin der „New York Times“, beschreibt diesen Regelkreis in ihrem Buch „Warum sie so

seltsam sind“ an einem einfachen Beispiel: „Anfangs lassen die Hormone einen Penis entstehen, aber schon der Besitz eines Penis führt zu anderen Erfahrungen, die sich später ihrerseits auf Hormonspiegel, Gehirnstruktur und Verhalten auswirken.“ Letztlich müssen wir uns die drei Faktoren Gehirnstruktur, Hormone und Psyche wohl wie die Zutaten einer Backmischung vorstellen, die zusammengerührt und in den Ofen geschoben werden und dort über die Pubertät hinweg überhitzt miteinander reagieren.

Was aber setzt diese Reaktion in Gang? Stephanie Seminara vom Massachusetts General Hospital in Boston hat im Erbgut einen potenziellen Schalter entdeckt. Auf die Spur geführt hatte sie ein seltenes Phänomen namens „Idiopathic Hypogonadotropic Hypogonadism“ (IHH), eine Krankheit, bei der die Pubertät verzögert eintritt oder im Extremfall ausfällt. Unbehandelt behalten männliche Betroffene eine hohe Stimme und entwickeln keine Schambehaarung; Patientinnen bleiben ohne Busen und erleben nie einen Eisprung. Der Defekt trifft statistisch gesehen nur einen von 50 000 Menschen. In einer saudi-arabischen Familie stieß Seminaras Team aber gleich auf sechs Betroffene. Untersuchungen ergaben, dass die vier männlichen und zwei weiblichen Patienten eine Veränderung des Gens GPR54 aufwiesen, die auch bei Mäusen die sexuelle Reifung unmöglich macht.

ÜBER DEN ZEITPUNKT, wann das Pubertäts-Rührwerk anläuft, entscheidet GPR54 jedoch nicht allein. Offenbar sammelt der Körper zunächst einmal die Energie, die er benötigt, um den anstrengenden Wachstumsschub durchzustehen. Bevor es losgehen kann, müssen Mädchen einen Mindestanteil von Fett am Körbergewicht erreicht haben, vermutlich um die 17 Prozent. Bei magersüchtigen oder unterernährten Kindern setzt die Geschlechtsreife deshalb deutlich später ein als bei gut genährten. Afrikanische Mädchen beispielsweise erleben ihre erste Blutung in der Regel mit 14 bis 17, US-Amerikanerinnen und Europäerinnen meist bereits mit 12,5 bis 13,5 Jahren. Bei Jungen ist der Start der Pubertät statistisch schlechter erfasst, da sie die Spermarche, den ersten Samenerguss, meist weniger genau datieren können. Fest steht nur: Bei 90 Prozent passiert es irgendwann im Alter zwischen neun und 15 Jahren.

Sind die Voraussetzungen für das Pubertätsprogramm erfüllt, ist also die Zeit laut genetischer Uhr gekommen, genügt das

Gewicht und stimmen womöglich weitere, noch unbekannte Faktoren, so startet im kindlichen Körper eine konzertierte Aktion. Der Hypothalamus, eine wichtige Steuerzentrale des Gehirns für Körperfunktionen wie Kreislauf, Atmung und Nahrungsaufnahme, sendet chemische Signale an die benachbarte Hypophyse. Diese Drüse schüttet Botenstoffe aus, unter deren Einfluss Eierstöcke und Hoden mit Hochdruck Sexualhormone wie Östrogen und Testosteron produzieren und in die Blutbahn pumpen. Bei Mädchen setzen diese Vorarbeiten etwa mit acht, bei Jungen mit zehn Jahren ein.

Parallel dazu steigt auch der Spiegel anderer Botenstoffe wie der von Hormonen aus der Nebennierenrinde. Sie lassen Pickel auf der Haut und Haare unter den Achseln sowie im Genitalbereich spritzen (das Wort „Pubertät“ ist abgeleitet von lateinisch *pubes* = Schamhaar). Dank Wachstumshormonen legen Jungen in dieser Zeit bis zu 9,5, Mädchen maximal acht Zentimeter Körperlänge pro Jahr zu.

Spätestens jetzt, wenn die jungen Menschen für sich und andere unübersehbar in der Pubertät stecken, übernimmt die Psyche eine Führungsrolle im Entwicklungsprozess. Wie reagieren andere auf die Tatsache, dass ich kein Kind mehr bin – das wird in dieser Phase zu einer entscheidenden Frage. Vor allem aber: Wie finde ich dies selbst?

DAS GROS DER JUGENDLICHEN bewältigt die drastischen Veränderungen, Untersuchungen zufolge, ohne langfristige emotionale Verstimmungen und ohne mit dem eigenen Erscheinungsbild auf Dauer unzufrieden zu sein. Kleinere Krisen, die meist auch schnell wieder vorübergehen, gibt es allerdings immer wieder: So ist bei Mädchen die Entwicklung der Schambehaarung – anders als die der Brüste – eher mit negativen Gefühlen verbunden.

Und wenn sich neben Busen auch Hüften und Bauch runden und sich das Körpergewicht binnen weniger Jahre in Extremfällen sogar verdoppelt, entfernen sich die angehenden Frauen in ihrem subjektiven Empfinden mitunter weit vom gültigen Schönheitsideal. Jedes zweite Mädchen zwischen 13 und 14 hierzulande hält sich denn auch für zu dick; 30 Prozent aller zehnjährigen und 60 Prozent der 15-jährigen Mädchen haben bereits eine Diät hinter sich.

Wie unerbittlich das Diktat der Schönheitsideale wirkt, lässt sich zum Beispiel daran ablesen, dass afroamerikanische Teenager in den USA, die sich an anderen Vorbildern orientieren, ein positiveres

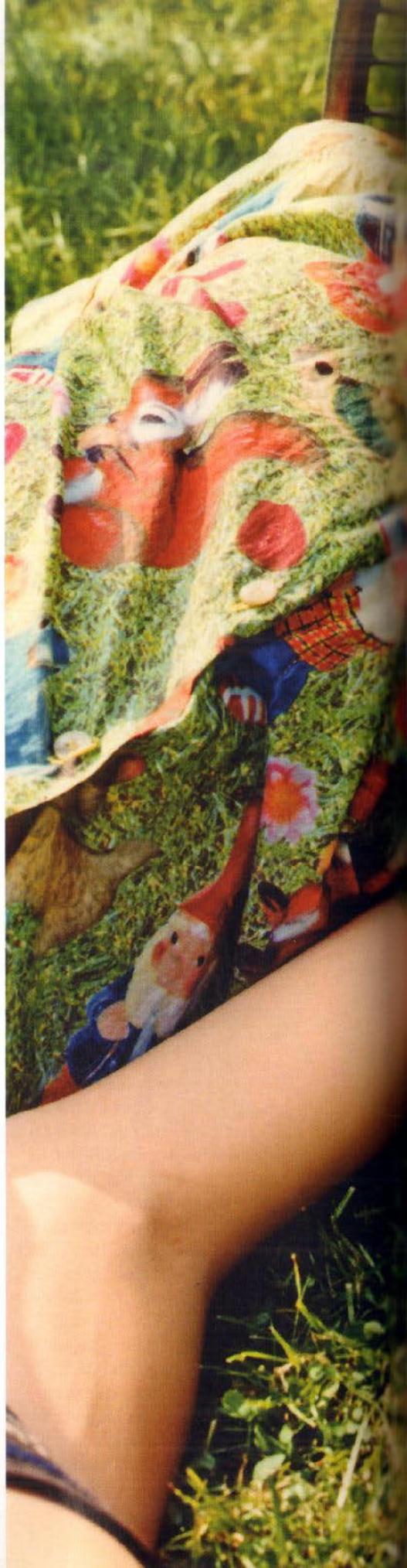
Selbstbild haben als ihre weißen Klassenkameradinnen, die sich an Hungerhaken wie Kate Moss messen.

Heranwachsende Jungs befinden sich Mädchen gegenüber im Vorteil. Schließlich rücken die Begleiterscheinungen der Pubertät – breitere Schultern, kräftigere Muskeln, tiefere Stimme – sie automatisch den männlichen Idealvorstellungen näher. Probleme haben hier nicht die Frühentwickler, sondern jene Spätzünder, die noch als Hänflinge durch die Gegend laufen, während ihre Freunde schon die äußeren Insignien der Männlichkeit zeigen.

DER UNTERSCHIEDLICHE ZEITPUNKT, zu dem die Pubertät im Leben eines Menschen einsetzt, hat offenbar gravierendere Folgen für dessen Biografie als bislang angenommen. Das jedenfalls ist eine Erkenntnis jener Jenaer Psychologen, die in den vergangenen Jahren 66 Probandinnen von der Kindheit bis zum Erwachsenenalter begleitet haben. Sie haben sie beim Streit mit ihrer besten Freundin gefilmt, in stressigen Situationen ihren Cortisolspiegel gemessen, ihnen GPS-Ortungsgeräte in die Rucksäcke gesteckt, um herauszufinden, wo sich die Jugendlichen wie lange aufhalten – und sie mehrfach ausgiebig interviewt. „Wir wissen über diese Gruppe sehr, sehr viel“, sagt Karina Weichold, die Forschungsleiterin. Zum Beispiel: Jene 15 Prozent der Mädchen, die erst mit 14 Jahren und damit nach mitteleuropäischen Verhältnissen außergewöhnlich spät ihre erste Blutung erlebten, sind im weiteren Leben meist ängstlicher und depressiver als die Mitglieder ihrer Peergroup – vermutlich Folge einer verlängerten Kindheit, in der sie weniger Selbstständigkeit erfahren konnten. „Wir nehmen an, dass der Startpunkt ihrer Pubertät Jugendliche auf einen bestimmten Entwicklungspfad setzt, auf dem sie bis ins Erwachsenenalter wandeln“, erklärt Weichold.

Eine Besonderheit gilt auch für jene Mädchen, die bereits vor ihrem elften Lebensjahr in die Pubertät gekommen waren: Sie waren zwangsläufig in Körper und Rolle von Erwachsenen geschlüpft, während ihre Psyche noch in der Kindheit feststeckte. „Sie mussten Übergänge vollziehen, für die sie eigentlich noch gar nicht bereit waren“, sagt Weichold. „Und weil ihnen unter den Gleichaltrigen die Ansprechpartner fehlten, wandten sie sich zwangsläufig an Ältere.“

Ein Effekt: Diese Mädchen bekamen früher Kinder, investierten weniger in die eigene Ausbildung, sind beruflich weniger erfolgreich als Gleichaltrige und neigen zu





Der Rückzug in die eigene Welt,
das Alleinsein mit Fragen über sich selbst:
Dieses Grundgefühl einer »schweigenden
Mehrheit« der Jugendlichen wird von
Psychologen »Pubertätsaskese« genannt



Pickel, Zahnpflege, ungewohnte
Körperrundungen: Krisenpotenzial für viele
Mädchen. 60 Prozent aller 15-Jährigen
haben schon eine Diät hinter sich. Vier von
fünf Jugendlichen leiden unter Akne



kurzfristigeren Beziehungen von geringerer Tiefe.

Sie agierten aber auch deutlich autonomer als ihre Altersgenossinnen und verfügten damit über etwas, das für die Spezies Mensch evolutionär gesehen höchst wertvoll gewesen ist: Freiheitsdrang. Denn er ist es, der Jugendliche überhaupt erst bewegt, sich ihren eigenen Weg im und einen Partner fürs Leben zu suchen. Er ist sozusagen der Fußtritt, den sie sich selbst versetzen, um das elterliche Nest zu verlassen. Dabei spielt noch ein anderer Trieb eine zentrale Rolle: die erwachende Sexualität.

MACHTVOLL führen dabei auch Hormone die Heranwachsenden auf neues Terrain. Findet ein Drittel aller Elf- bis 13-Jährigen das Thema Liebe und Sexualität noch beängstigend, gilt das für 17-Jährige kaum noch. In diesem Alter haben zwei Drittel aller Jugendlichen in Deutschland bereits sexuelle Erfahrungen gemacht, egal ob männlich oder weiblich. Nicht zuletzt die schnellere körperliche Reife führt dazu, dass Teenager heute früher Sex haben als noch 1980. Doch seit einigen Jahren lassen sich vor allem Jüngere wieder mehr Zeit mit dem ersten Mal. Und meist findet dieses in einer festen Partnerschaft statt.

Mit der ersten Liebe wird nicht nur die eigene Sexualität entdeckt. Es entstehen auch neue enge Beziehungen, die Vertrauen und Geborgenheit schenken – auf Augenhöhe und außerhalb der Familie.

Aber ob für Spätpubertierende, Frühpubertierende oder jene in der verhaltensun-auffälligen Mitte – für alle gilt: Am Nestrand lauern unerwartete Zweifel. Wer bin ich? Wohin will ich? Und wie schaffe ich das? Auf sich allein gestellt, sieht sich ein Heranwachsender erstmals mit jenen existenziellen Fragen konfrontiert, die er vermutlich für den Rest seines Lebens mit sich herumschleppen wird. „Die Pubertät ist zweifellos die prägendste Phase des Lebens“, meint Allan Guggenbühl. „In dieser Zeit entdecken Jugendliche ihre Persönlichkeitseigenschaften und die Möglichkeit, an sich selbst zu arbeiten.“ Suchen aber auch nach neuen Gruppen, in denen sie Halt finden, nach Idolen, nach Gleichgesinnten, mit denen sie sich verbünden können. Psychologen sprechen von der Pubertät auch als der „zweiten Geburt“, Engländer beschreiben sie treffend als „the formative years“.

DIE EMOTIONEN bewegen sich in diesen Jahren auf und ab wie beim Trampolinspringen, wobei, wie es der Grazer Kinder-

psychologe Peter Scheer umschreibt, den Eltern leider „die Rolle des Sprungtuchs zu kommt“. Denn um sich selbst suchen und finden zu können, müssen die Jugendlichen erst einmal jene übermächtigen, allgegenwärtigen Bezugspersonen abschütteln, in deren Schutzone sie bisher gelebt haben. „Eltern sind jetzt nicht mehr Vorbilder, sondern Gegenspieler“, beschreibt Guggenbühl den radikalen Rollenwechsel, der viele Väter und Mütter an ihre Verständnis- und Toleranzgrenzen treibt.

Für den Schweizer Psychologen ist der Zoff ein durch nichts zu umgehendes Ritual. „Eltern werden in der Pubertät zu Figuren, dank derer Grunderfahrungen wie Wut, Rebellion und Auseinandersetzung mit Autoritäten gemacht werden. Sie können dabei gar nicht zu Kumpeln ihrer Kinder werden. Sie haben die Aufgabe, sich als Gegenspieler zu präsentieren, und sollten versuchen, Gelassenheit zu entwickeln.“

ABER IST DIE AUSEINANDERSETZUNG überhaupt sinnvoll, wenn Jugendliche und Erwachsene sich nicht verstehen können – weil sie auf unterschiedlichen neuronalen Wellen schwimmen, weil sie einander fremde Sprachen sprechen? Psychologen meinen: Auch wenn Jugendliche die Reaktion ihrer Eltern nicht akzeptieren können – sie brauchen überhaupt erst einmal eine, um ihre eigene Position finden zu können. Ihre Seele tastet in dieser unruhigen Zeit die Welt ab und sucht nach Fixpunkten – selbst wenn diese mitunter lediglich dazu dienen, sich daran abzustoßen.

Skurrile Folge in diesen Fällen: Eltern, die sich für progressiv halten und beispielsweise die Fahne von Gleichberechtigung und Pazifismus schwenken, sehen sich plötzlich mit „konservativen“ Meinungen konfrontiert, die sie fatal an jene ihrer eigenen Eltern erinnern. Dabei geht es Pubertierenden meist gar nicht um die konkreten Inhalte, sondern vielmehr um die Gegenposition an sich.

Jugendliche in der Selbstfindungsphase scheinen nach dem Kalkül zu verfahren: Ich provoziere, also bin ich. Demnach müssen Teenager auch von Zeit zu Zeit zu spät kommen, Aufgaben vergessen oder abwesend sein. Und für all das müssen sie eine ehrliche Reaktion ihrer Eltern erhalten. Es ist der beste Beweis, dass es sie, die neuen Antipoden, gibt.

Streit gehört daher während der Pubertät zum Familienleben wie in friedvoller Jahren der gemeinsame sonntägliche Ausflug. Auf die Eltern wartet damit eine wahrhaft

schizophrene Aufgabe: Sie müssen gleichzeitig Halt geben und loslassen. Dabei ist die Gefahr groß, sich bei diesem Spagat zu verrenken. Manche ziehen sich kurzerhand in eine Laissez-faire-Haltung zurück und mischen sich nicht mehr ein – mit fatalen Folgen. „Der Kampf mit sich selbst, den Jugendlichen führen“, meint Guggenbühl, „verläuft dann im Leeren. Ihr Geschrei, ihre Ungehorsamkeit, ihr unflätiges Reden stößt nicht auf Widerstand. Oft greifen sie deshalb zu noch extremeren Provokationen.“

„Pubertätssexzess“ nennen Kinderpsychologen die Rebellion mit übermäßigem Alkoholkonsum, Drogen und Delikten. Das genteilige Verhalten bezeichnen Fachleute als „Pubertätsaskese“. In Millionen Fällen beschreibt es den stillen Rückzug von Jugendlichen in eine eigene Welt. Besorgnis erregend wird es, wenn die innere Emigration so weit geht, dass die Teenager jeglichem Gespräch ausweichen, völlig ziel- und planlos leben oder sich etwa mit Brandings oder Piercings selbst zu verstümmeln beginnen. „Das kann bis hin zu einer echten Depression mit Selbstmordgefährdung gehen“, sagt der Münchener Jugendpsychologe Ulrich Diekmeyer. Tatsächlich ist Selbstmord die nach Verkehrsunfällen zweithäufigste Todesursache bei Jugendlichen.

DENNOCH SIND DIES traurige Einzelfälle – lediglich ein bis drei Prozent werden von ernsthaften Depressionen geschüttelt und brauchen Hilfe. Die große Mehrheit der Eltern, die am Pubertätsalltag verzweifelt, darf zuversichtlich sein:

- 80 Prozent aller Jugendlichen, so eine Schätzung der Jenaer Psychologin Weichold, bewältigen die Adoleszenz gut, also lediglich mit den normalen Kämpfen und Krämpfen.
- Es mag zynisch klingen, aber der Pubertätsstress ist auch eine Art Therapie für Erwachsene. „Indem Pubertierende sich ein paar Jahre lang danebenbenehmen“, meint Psychologe Guggenbühl, „tun sie im Grunde nichts anderes, als ihren Eltern die spätere Trennung zu erleichtern. Denn die ist ebenso schwer wie unausweichlich.“
- Überraschend, aber wahr: Während der Pubertät kommt es, wie amerikanische Studien gezeigt haben, zwischen Eltern und Kindern gar nicht zu mehr Konflikten als in anderen Phasen ihrer Beziehung. Was allein zunimmt, ist die Intensität der Auseinandersetzungen.
- Viele Jugendliche machen ihre Selbstfindung geräuschlos mit sich selbst aus – und das ohne negative Folgen oder Defizite. Auf

etwa 30 Prozent schätzt Guggenbühl den Anteil jener, die ihren eigenen Weg denkbar unspektakulär durch ein neues Hobby, eine neue Aufgabe oder neue Freunde finden und bestens mit ihren Eltern auskommen, während es um sie herum kracht.

Warum empfinden viele Eltern diesen Abschnitt dennoch als den schlimmsten ihrer Erzieherkarriere? „Ganz einfach“, meint Weichold, „weil die Eltern es sind, denen die Trennung am schwersten fällt. Der Kontrollverlust, das Infragestellen, die Ablösung sind für sie schmerzlicher als für die Jugendlichen selbst. Im Grunde wird von den Eltern der radikalste Wandel verlangt.“

Vermutlich wäre alles viel einfacher, gäbe es in unserer Gesellschaft noch Rituale wie früher etwa bei den Hopi-Indianern. Wie viele andere Stammesgesellschaften hat dieses Volk seine Heranwachsenden eines Tages offiziell und für alle sichtbar mit einem Fest zu Erwachsenen erklärt. Damit war für den Nachwuchs klar: Von heute an ist meine Kindheit beendet – und ab morgen werde ich als Erwachsener respektiert. Und für Hopi-Eltern stand ohne Diskussion fest: Mein Kind ist ab jetzt keines mehr, sondern auf seinen eigenen Wegen unterwegs.

Pubertätsstress war in Stammesgesellschaften deshalb auch weitgehend unbekannt.

Aber was heißt erwachsen eigentlich in einer Gesellschaft, in der sich selbst 50-jährige bemühen, jugendlich zu wirken, und lange Ausbildungszeiten den Nachwuchs bis weit jenseits der 20 in einem Zwischenzustand zwischen Kindheit und Mündigkeit halten?

Für Soziologen ist die Sache klar. Sie betrachten jemanden als mündig, wenn er die Schule abgeschlossen hat, eigenes Geld verdient und nicht mehr bei den Eltern wohnt.

Hirnforscher Jay Giedd schätzt, dass das menschliche Hirn sich noch bis zum 25. Lebensjahr im Umbau befindet. Allerdings: Dank der Untersuchungen von Giedd und Kollegen wissen wir mehr darüber, warum Teenager so ticken, wie sie ticken. Und vielleicht wäre allen ein bisschen geholfen, wenn sie sich so verhielten, als hätten Jugendliche ein Warnschild umhängen, auf dem steht: „Achtung! Wegen wichtiger Bauarbeiten an Hirn, Herz und Hormonen kommt es vorübergehend zu Unannehmlichkeiten. Wir bitten um Ihr Verständnis.“ □

Der Hamburger Autor HARALD WILLENBROCK kann sich nur noch schemenhaft der eigenen Pubertät entsinnen. Da für erinnert sich seine Mutter umso lebhafter an die Teenagerjahre des Sohnes: „Du warst einfach unausstehlich!“

Der Kopf: eine Baustelle. Was in Teenagern geschieht, vergleichen Forscher mit einer »zweiten Geburt« des Menschen. Der Umbau des Gehirns ist vermutlich erst im Alter von 25 Jahren abgeschlossen

Auf Achse

Frankfurt am Main; ein frisch renoviertes Stadthaus. Dr. Nicolas Lenz, 55, Lehrer; Christine Lenz, 50, Maklerin.

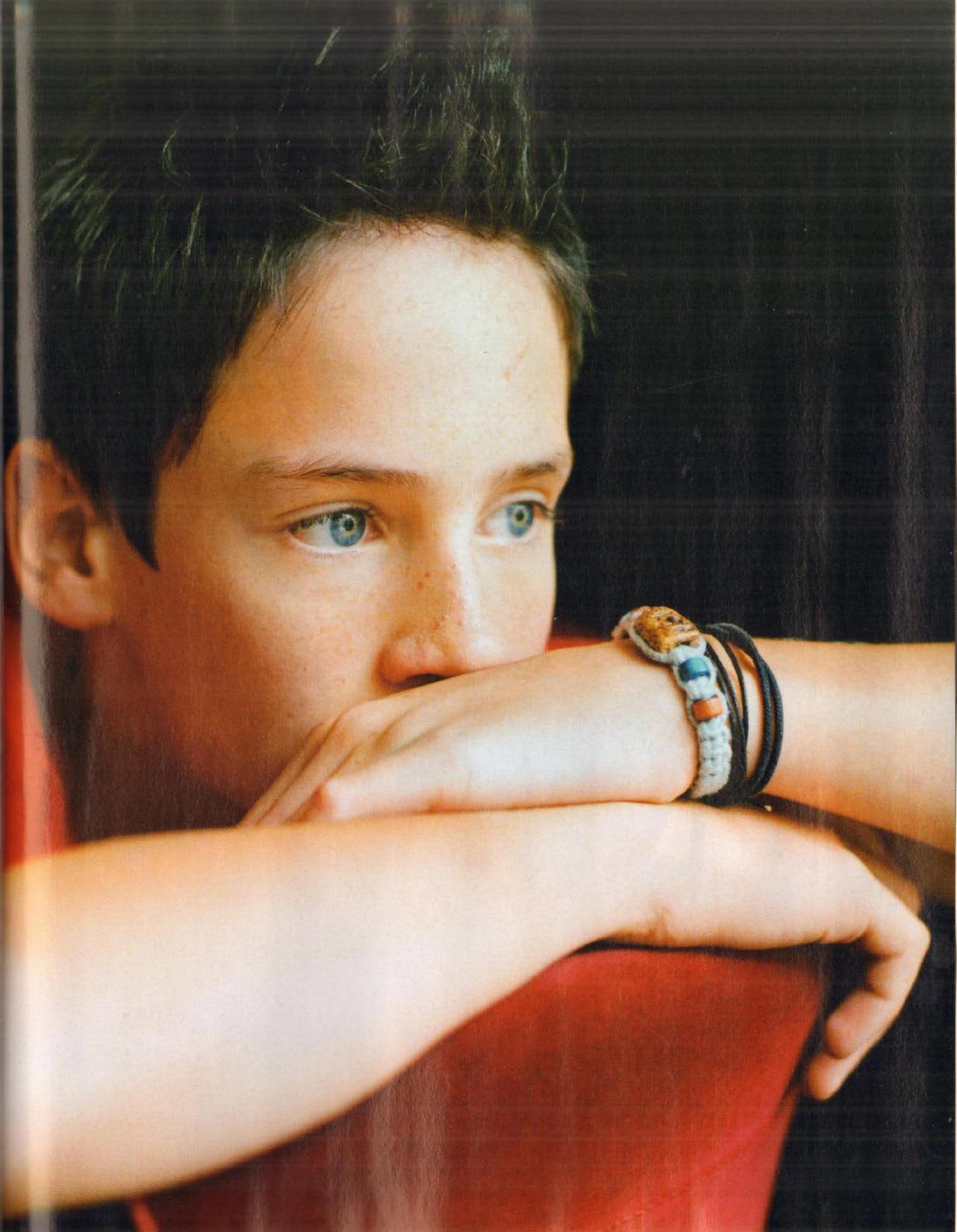
Hannah, 17, geht aufs Gymnasium. Ihr Bruder ist 15 Jahre alt

„Wenn ich abends unterwegs bin und mit tausend Leuten zusammen, dann bin ich doch sicher.“ Hannah lächelt charmant. Um ihren Hals hängt ein Ketten mit Silberkreuz. „Es ist so deprimierend, zu sagen: „Ich muss jetzt nach Hause – mein Vater hat angerufen.“ Da fühle ich mich wie ein Baby.“ „Dann ist es aber meistens schon drei Uhr“, merkt Christine Lenz an. „Aber ihr wisst doch, wo ich bin“, gibt Hannah zurück.

Nicolas Lenz zieht kaum merklich die Augenbrauen hoch. Er wüsste, erklärt er, oft gern etwas mehr darüber, wo und mit wem Hannah ihre Zeit verbringt.

„Kann ich was dafür, dass ich so viele Freunde habe?“, antwortet die Tochter. Sie schließt gern Bekanntschaften – klassisch-direkt oder per E-Mail, SMS und Webcam. Und sie ist gern auf Achse. Wie, wieder einmal zu lange, am Abend zuvor.

„Als wir kamen, war sie noch nicht da“, erzählt Christine Lenz. „Da habe ich sie gleich angerufen und geschimpft.“ „So was kannst du noch genau 19 Tage machen“, erwidert Hannah. „Dann bin ich 18.“







ZUR ARBEIT GEBOREN

Spielen, toben, lernen:
einfach Kind sein dürfen!

Für Millionen Jungen
und Mädchen in Bangladesch
ein ferner Traum

von G. M. B. AKASH (FOTOS)
UND KATHRIN ALDER (TEXT)

DIE SCHULE DES LEBENS: EINE FABRIK

Seit drei Jahren arbeitet Jinal, 11, in einer Aluminiumfabrik in Bangladeschs Hauptstadt Dhaka. Neun Stunden am Tag feilt und poliert er Töpfe – und atmet Metallstaub. Seine Eltern können sich nicht leisten, ihn zur Schule zu schicken. Er muss selbst Geld verdienen: acht Euro im Monat.

Das Schicksal ihrer Kinder sei den Eltern gleichgültig, sagt der Fabrikdirektor. Er biete immerhin einen Zuverdienst an. Die Kinder sind nicht gewerkschaftlich organisiert und fordern keinen höheren Lohn. Erwachsene Fabrikarbeiter verdienen oft das Zehnfache

MÜLLBERG STATT SPIELPLATZ

Ein Mädchen entfernt die Etiketten von Plastikflaschen, die in Dhakas Straßen gesammelt wurden – oft ebenfalls von Kindern. Der Flaschenberg gehört zu einer von 3000 Fabriken im Land, die Kunststoff zu PET-Flakes recyceln, Grundlage für Verpackungsmaterial und Textilfasern. Die Boom-Branche exportiert jährlich 30 000 Tonnen. Jetzt will sie auch Flaschen importieren – billige Arbeitskräfte wachsen reichlich nach









KINDERSCHUTZ?

17 JAHRE ALT

Dieses Mädchen war noch nicht auf der Welt, als UNICEF mit dem Verband der Bekleidungsindustrie das Ende der Kinderarbeit vereinbarte. 17 Jahre ist das her. Doch in den engen Gassen von Alt-Dhaka beschäftigen immer noch viele kleine Fabriken Kinder. Damit mehr Mädchen zur Schule gehen, hat die Regierung des muslimischen Landes für sie jetzt immerhin die Unterrichtsgebühren erlassen

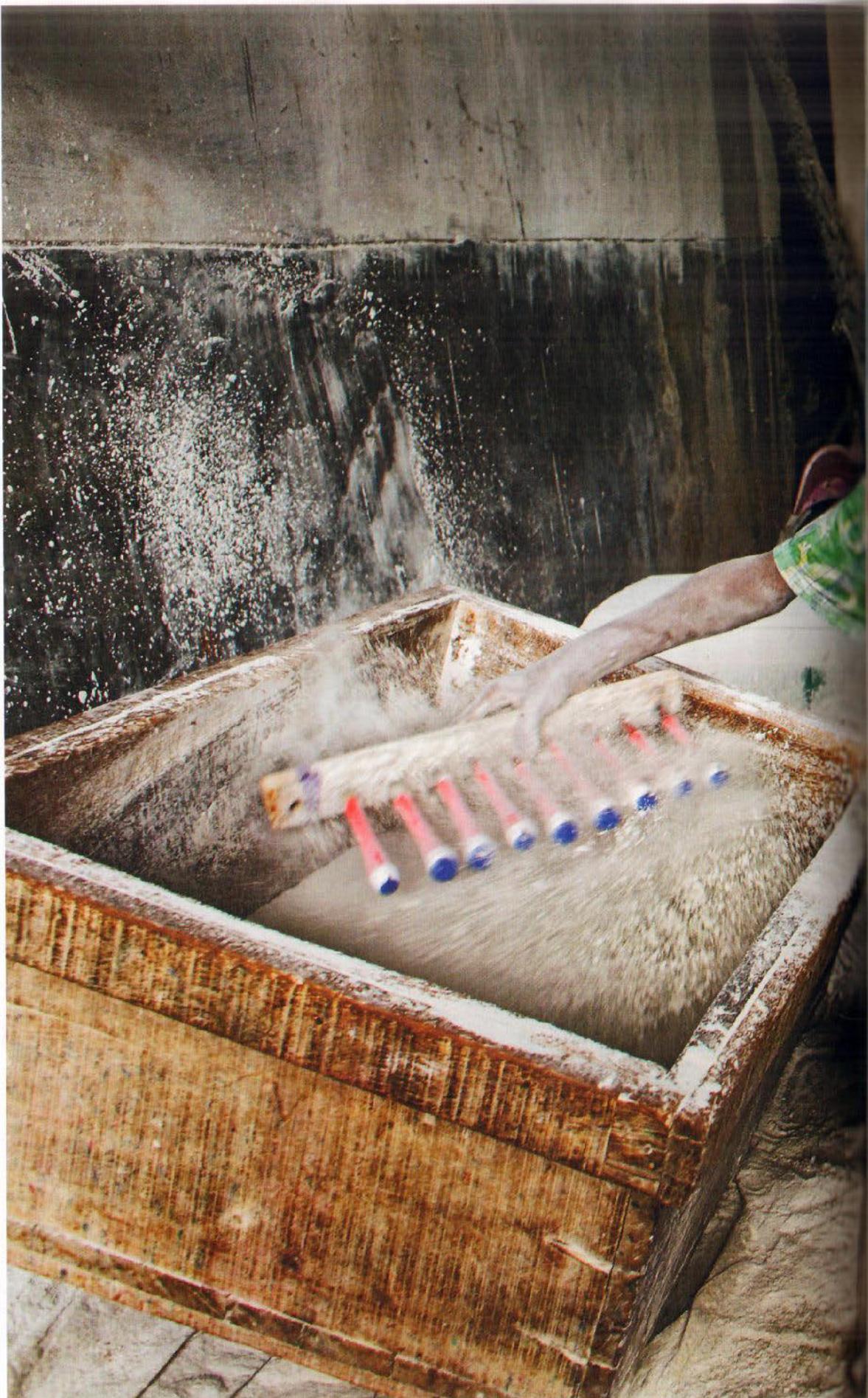
DAS SPIELZEUG DER ANDEREN

Rokib arbeitet in einer Fabrik, die Luftballons herstellt, vor allem für Kindergeburtstage.

Der Neunjährige färbt die auf Holzstäben aufgezogenen Ballons rot-weiß-blau ein.

Anschließend taucht er sie in Puder, damit sie nicht aneinanderkleben.

Mängelexemplare darf er behalten. Er schenkt sie seiner jüngeren Schwester









DIE HÄSSLICHE SEITE DER SCHÖNHEIT

In einem kleinen Brennofen formt ein Mädchen Armreifen aus Glas: traditioneller Schmuck in Südasien. Die dunkle Hütte ist eine von vielen Glasschmuck-Fabriken im historischen Teil der Metropole Dhaka: kaum belüftet, unerträglich heiß, die Luft erfüllt von feinem Glasstaub, der beim Polieren der Armreifen entsteht

EINE KINDHEIT IN TRÜMMERN

Bei Temperaturen von über 30 Grad zerschlägt ein Junge Ziegelsteine zu feinem Schotter. Vermischt mit Zement, werden daraus Decken und Böden gegossen. Überall im Zentrum der Millionenstadt entstehen derzeit neue Gebäude – und sitzen kleine Kinder mit Hämmerchen auf Steinhaufen





MUNNA, 8: EINES VON 215 000 000 KINDERN, DIE ARBEITEN MÜSSEN

In der dunklen Werkstatt lärmten Maschinen, Metallstaub hängt in der Luft. Munna steht an einer Maschine und bearbeitet die Gewinde von Metallstücken: Achsenteile für Rikschas. Er arbeitet zehn Stunden am Tag, seine Hände sehen aus wie die eines alten Mannes.

Munna ist acht Jahre alt.

Das Bild der schrundigen Hände und des kindlichen Gesichts hängt in Ausstellungen, erscheint in Zeitschriften, berührt Menschen weltweit. Weil eines Tages G.M.B. Akash die dunkle Werkstatt in den Slums von Dhaka betreten hat.

Immer wieder bringt der 1977 geborene Fotograf unsichtbare Schicksale an die Öffentlichkeit, schafft eine visuelle Anklage gegen einen millionenfachen Verstoß gegen Kinderrechte. Allein in seiner Heimat Bangladesch arbeitet jedes sechste Kind, weltweit sind es schätzungsweise 215 Millionen, 60 Prozent davon Jungen.

Die meisten sind in der Landwirtschaft tätig, vor allem als unbezahlte Hilfe in der Familie. Auch das kann laut Definition der Internationalen Arbeitsorganisation IAO als Kinderarbeit gelten, wenn die Tätigkeit die physische oder psychische Gesundheit schädigt, dem Kind die Möglichkeit nimmt, zu spielen und zur Schule zu gehen.

Zu den schlimmsten Formen aber zählen Sklaverei, Prostitution, der Einsatz als Soldat oder Drogenkurier, schwere körperliche Ar-

beit, das Hantieren mit gefährlichen Geräten, mit giftigen Substanzen wie Pestiziden, Quecksilber, Blei oder Asbest. Davon sind immer noch mehr als die Hälfte aller arbeitenden Kinder betroffen: 115 Millionen.

Nur vereinzelt gibt es Untersuchungen zu den Folgen: Kinder verletzen sich viel häufiger als Erwachsene, über Atemwege und Haut gelangen mehr Schadstoffe in ihren Körper und greifen das Nervensystem an. Zum Beispiel nehmen sie bei der Ernte feuchter Tabakblätter so viel Nikotin über ihre Haut auf, als würden sie täglich 50 Zigaretten rauchen. Schuhflicker hantieren mit Klebstoffen, die Leukämie auslösen können.

Offiziell sind die schlimmsten Formen der Kinderarbeit und Ausbeutung verboten. Seit Ende der 1990er Jahre haben 175 IAO-Mitgliedstaaten, darunter auch Bangladesch, eine entsprechende Deklaration unterzeichnet. Staatliche und nicht staatliche Organisationen sowie die IAO kontrollieren Betriebe. Auch Boykott-Drohungen von Verbrauchern haben teilweise Wirkung gezeigt. Zwischen 2000 und 2004 ist die Zahl der arbeitenden Kinder unter 15 Jahren um zehn Prozent gefallen, jener in gefährlichen Arbeitsverhältnissen sogar um fast ein Drittel. Darunter waren vor allem Mädchen.

Bis 2016 solle kein Kind mehr unter gefährlichen Bedingungen arbeiten, das war der Vorsatz der IAO-Staaten aus dem Jahr 2006. Dann kam die Wirtschaftskrise.

Viele Entwicklungsländer haben seither ihre Subventionen für Bildung gestrichen, und aufgrund steigender Nahrungsmittelpreise ist in vielen Familien das Geld noch knapper geworden. Auch die Industrienaationen sparen. Deutschland hat seine Mittel für den IAO-Kampf gegen die Kinderarbeit

vom Jahr 2010 auf 2011 um knapp zwei Drittel auf rund 500 000 Euro gekürzt.

Auch wenn heute 30 Millionen Kinder weniger arbeiten als noch vor zehn Jahren – der Rückgang hat sich durch die Krise stark verlangsamt. Die Zahl der unter gefährlichen Bedingungen tätigen 15- bis 17-Jährigen ist sogar von 52 auf 62 Millionen gestiegen. Jungen arbeiten heute häufiger als zu Beginn des Jahrtausends. Und in den afrikanischen Ländern südlich der Sahara nimmt die Zahl der Kinderarbeiter sogar generell zu. Dort arbeitet jedes vierte Kind zwischen fünf und 17 Jahren, in Asien jedes achtte, in Lateinamerika jedes zehnte.

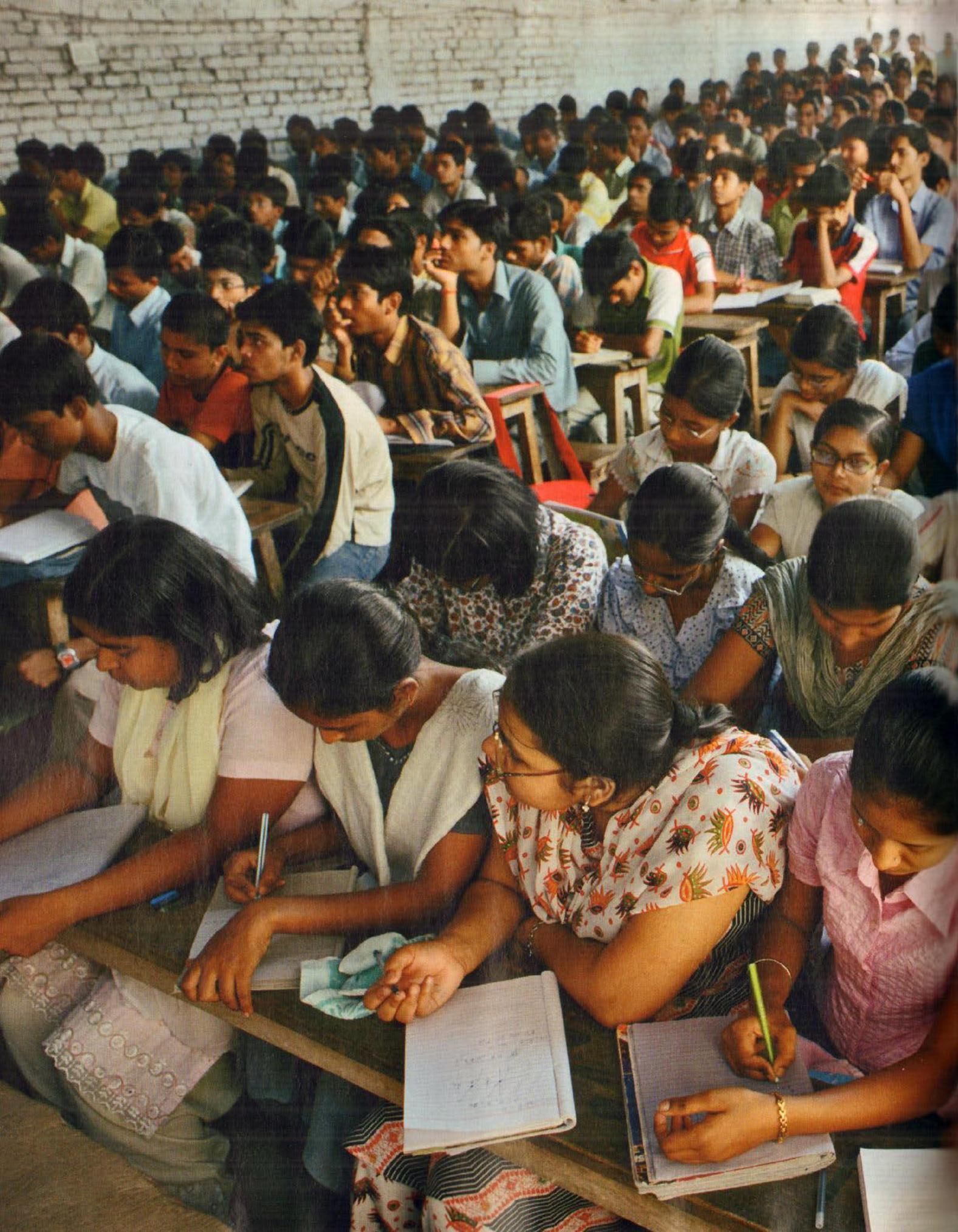
Und Munna? Nach dem Erfolg seiner Bilder gab Akash, der Fotograf, seine Rolle als Beobachter auf und griff ein in das Leben des Jungen: Er half Munnas Vater, sich von einem Schuhputzer in einen Geschäftsmann zu verwandeln. Nun verkauft er Gurken und verdient dreimal mehr als zuvor – genug, um Munna zur Schule zu schicken. Doch der mittlerweile 13-Jährige tut sich schwer als später Schulanfänger. Bislang hilft er noch lieber seinem Vater.

Sein Platz hinter der Maschine in der Metallwerkstatt ist schon wieder besetzt. Der neue Junge heißt Akash und ist zehn Jahre alt. □

Juristin und GEO-Mitarbeiterin KATHRIN ALDER, 26, hofft, dass Kinderrechte überall auf der Erde Wirklichkeit werden – und zwar im Eilverfahren.



Munna, 8, an
der Maschine in einer
Rikscha-Werkstatt.
Als »Lehrling« bekam er
keinen Lohn, später
verdiente er ungefähr
sechs Euro im Monat





DIE HÄRTESTE PRÜFUNG DER WELT

Rund 300 000 junge India wagen sich jedes Jahr an den Aufnahmetest der »Indian Institutes of Technology« (IIT). Besonders Kinder armer Eltern tragen bei dieser Prüfung die Hoffnung der ganzen Familie auf ein besseres Leben – und bereiten sich mit einer schier unglaublichen Disziplin vor, bis zu 18 Stunden am Tag. Zwei von 100 Bewerbern bestehen

von FLORIAN HANIG (TEXT) UND
ANNE SCHÖNHARTING (FOTOS)

Die Ramanujan School in der 1,4-Millionen-Stadt Patna: 500 Jugendliche drängen sich in einer aufgelassenen Fabrikhalle, um Mathematik zu pauken. Die rund 40 Mädchen der Klasse sitzen vorn, getrennt von den Jungen



REGISTRIERNUMMER: 3035061

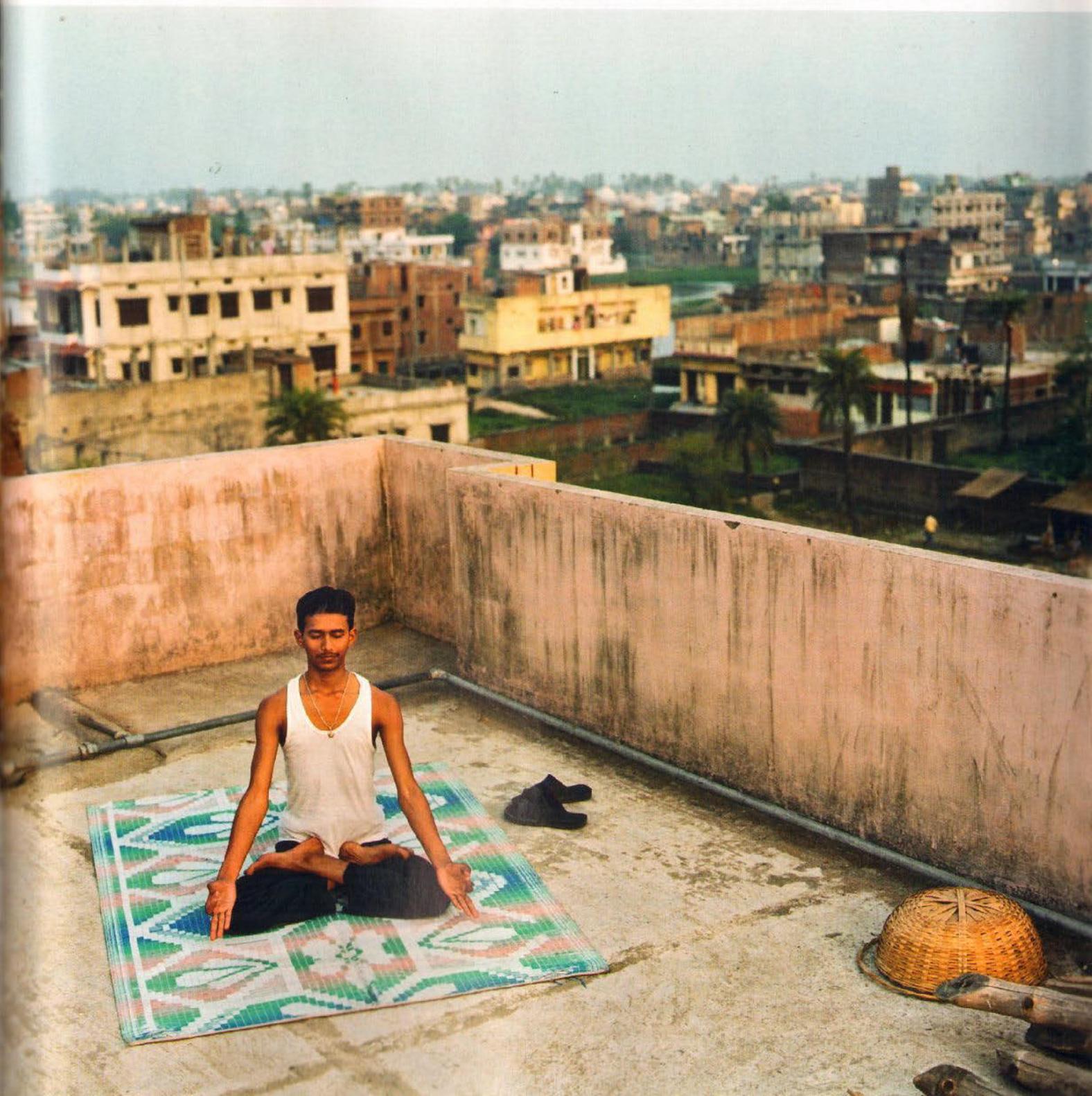
NAME: Ritesh Ranjan | ALTER: 19 Jahre | WOHNORT: Patna
STUDIENWUNSCH: Informatik | BERUFSZIEL: Unternehmer

Prüfungstag in Patna. In der Pause strahlt Ritesh Ranjan vor dem Testzentrum – um seine Angst zu überspielen. Mehr als zwei Stunden hat er über den Mathematikproblemen gebrütet; Zeit, die ihm dann für die Chemie- und Physikaufgaben fehlte. Nun setzt er alle Hoffnung auf den Nachmittag, denn: »Wer zweifelt, hat schon verloren«

REGISTRIERNUMMER: 3021295

NAME: Pranav Anand | ALTER: 18 Jahre | WOHNORT: Patna
STUDIENWUNSCH: Luftfahrttechnik | BERUFSZIEL: Wissenschaftler

Patna, drei Monate vor dem IIT-Test. Pranav Anand macht sich auf seine Art fit für die Herausforderung: mit Yoga. Den Lehrstoff beherrscht er längst, zügfach hat er ihn wiederholt. Doch wird er ihn auch unter Druck präsent haben? Eine Panikattacke, und alles Gelernte wäre blockiert. Deshalb vertieft sich Pranav täglich in die Kunst, vollkommene Gelassenheit zu bewahren





Die Bahnfahrt von Patna nach Buxar, wo Riteshs Familie wohnt, dauert drei Stunden. Oder sechs. Oder neun. Die Infrastruktur im Bundesstaat Bihar ist marode. Trotzdem kommt der Junge häufig heim. Er braucht die Zuneigung, den Zuspruch. Und ist Riteshs Kopf einmal vom Lernen schwer, legt die Mutter tröstend die Arme um ihren Sohn

Nach zwei Stunden Fahrt durch Patna, die dreckigste und ärmste Landeshauptstadt Indiens, schält sich Pranav Anand aus einer überfüllten Sammelrikscha. Er trägt sein bestes Hemd und eine schwarze Hose mit Bügelfalten. Es ist Anfang April, die Sonne brennt schon kurz nach acht sendend vom Himmel. Pranav, taub in den Beinen, stolpert auf das Schultor zu, hinter dem sich seine Zukunft entscheiden wird.

Er bleibt stehen, holt Luft. Dann übergibt er sich in den Staub zu seinen Füßen, auf sein Hemd. Pranav wankt zu einem Brunnen, doch aus dem Rohr tropft nur ein brackiges Rinnensal. So muss er sich das Gesicht mit dem Wasser waschen, das er für die sechsstündige Prüfung vorgesehen hatte.

EINE HALBE AUTOSTUNDE entfernt wartet Ritesh Ranjan unter einer Platane und beobachtet seine Konkurrenten, die vor einer Mauer auf und ab laufen, Formelsamm-

lungen in der Hand. „Die machen sich verrückt“, murmelt er, rückt seine Brille zurecht, fährt sich durch den schwarzen Wuschelkopf. „Main zaroor kamyab houn-ga“ – ich werde es schaffen. Er wiederholt den Satz wie ein Mantra.

Vier Jahre lang hat sich Ritesh auf diese Stunden vorbereitet, an manchen Tagen von morgens bis tief in die Nacht.

Um halb neun Uhr ertönt der erste Gong: Polizisten stemmen das Eisentor auf, kontrollieren Ausweise. Ritesh dreht sich noch einmal um, lächelt unsicher, hebt einen Daumen in die Höhe. Dann spült ihn der Strom der Leiber, der in die Schule drängt, davon.

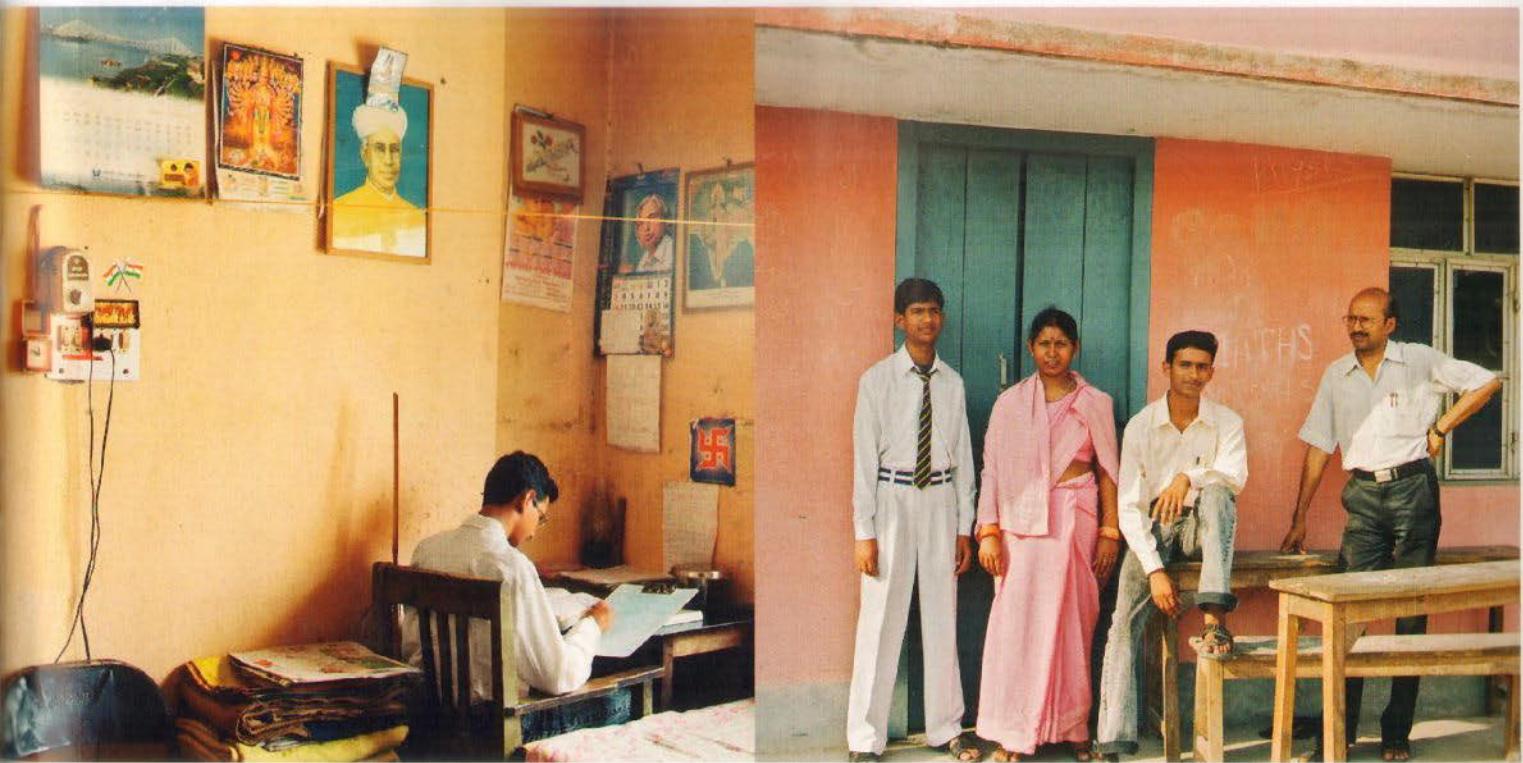
BANGALORE, 1600 KILOMETER südwestlich von Patna. Als der Gong aus den Lautsprechern scheppert, beugt sich Giridhar Nayak zu seiner Mutter hinab. Sie umfasst den Kopf ihres Sohnes mit Händen, die nach Kardamom, Kokospaste und Chili riechen,

segnet ihn so. Giridhar hat die Highschool als Jahrgangsbester abgeschlossen, er misst fast zwei Meter, seine Stimme klingt normalerweise tief und samten – jetzt aber bekommt er keinen Ton heraus.

Aus einem Seidentuchwickelt seine Mutter eine Steinfigur: Ganesh, den Elefanten Gott, der alle Widerstände beseitigen soll. Sechs Stunden lang wird die Mutter vor dem Schultor beten. Dafür, dass Giridhar in die „Indian Institutes of Technology“ (IIT) aufgenommen wird. Dafür, dass sich das Leben ihres Sohnes und damit das Leben ihrer Familie ändern wird.

Fünf Minuten vor neun, der zweite Gong: In mehr als 600 Testzentren auf dem indischen Subkontinent werden in diesem Moment die Fragebögen ausgehändigt.

Um neun Uhr, beim dritten Gongschlag, brechen Pranav, Ritesh und Giridhar die Banderolen auf, mit denen die Fragebögen versiegelt sind. Sie wissen: In diesem Augenblick starren mehr als 300 000 indische



Seine Studierecke hat Pranav mit einer Swastika als Glückssymbol und einem Foto seines Vorbilds Abdul Kalam geschmückt – jenes Fischersohns, der es zum Leiter des indischen Raketenprogramms und dann zum Präsidenten des Landes brachte. Rechts: Familie Anand vor der Schule, an der Pranavs Vater unterrichtet

Jugendliche auf die Aufgaben. Und nur zwei von hundert werden durchkommen: 6500 Erstsemester nehmen die sieben Ableger der Technologie-Universität jedes Jahr auf. Und wer, wie Ritesh und Giridhar, Informatik oder Elektrotechnik in Mumbai oder Delhi belegen möchte, muss sogar zu den besten 300 gehören; zu den 0,1 Prozent der Allerbesten.

Es ist die härteste Aufnahmeprüfung der Welt.

ZWEI MONATE ZUVOR, in einer aufgelassenen Fabrikhalle am Stadtrand von Patna. Im Schein flackernder Neonröhren kauern 30 Jungs über ihren Heften. Pranav und Ritesh haben sich in Schals gewickelt, andere haben sich Wollmützen mit ausgeschnittenem Gesichtsfeld übergestülpt, wie Bankräuber. An den Füßen aber tragen sie alle offene Sandalen, manche sitzen barfuß da. Es ist Mitte Februar, und der Wind zieht bitterkalt durch die Halle.

Auf einer schief gezimmerten Empore streckt sich Anand Kumar, der Mathematiklehrer, in einem alten Trainingsanzug und schreibt auf eine Schiefertafel: „Wie groß kann der Logarithmus der Wurzel aus eins minus dem Sinusquadrat von x höchstens werden?“ Bleistifte rasen über Papier, Arme schnellen in die Luft. „Null“, antwortet Ritesh. „Atscha“, brummt Kumar, „sehr gut.“

Als der Lehrer kurz nach 23 Uhr von der Empore steigt, scharren sich die Schüler um ihn, sie bücken sich, führen ihre Hände zur Stirn und berühren dann mit den Fingern seine Zehen. Sogar der erhabenste Teil meines Körpers, soll diese Geste ausdrücken, ist nicht so viel wert, wie es deine Füße sind. In ihren Tücherhüllen sehen die Schüler wie Jünger aus – nur dass ihr Heiland nicht in Gleichnissen spricht, sondern in Gleichungen. Und dass er sie nicht von ihren Sünden erlösen soll, sondern von der Armut.

500 jungen Menschen gibt Anand Kumar abwechselnd mit einem Physik- und einem

Chemielehrer an sechs Nachmittagen pro Woche Nachhilfeunterricht. 6000 Rupien, rund 90 Euro, müssen die Eltern dafür aufbringen, für manche entspricht das zwei Monatslöhnen. Es ist eine Investition in die Zukunft, für die sie lange gespart haben.

30 Schüler aber, unter ihnen Pranav und Ritesh, unterrichtet Kumar allabendlich umsonst. Sie kommen aus armen und ärmsten Familien in Bihar, einem Bundesland, an dem Indiens Aufschwung bislang vorbeigegangen ist; sie stammen meist aus den niedrigsten Kasten, viele sind in Dörfern ohne Strom aufgewachsen und haben sich Geometrie, das Reaktionsverhalten von Salzsäure und die Gesetze Newtons bei Kerzenschein beigebracht.

Sie sind Kumars Auserkorene. Er bezahlt den „Super30“ die Unterkunft, das Essen, die Bücher, damit sie sich auf ein einziges Ziel konzentrieren können: IIT.

Die Technologie-Institute sind ein moderner Mythos Indiens, die Lebensläufe ih-

rer Absolventen werden bestaunt wie Göttersagen. Bauern, die kaum lesen können, tröpfeln ihren Söhnen die drei Buchstaben ins Ohr und erzählen von unglaublichen Karrieren: von Unberührbaren, die nun Stahlvögel bauen, die bis zum Mond fliegen können!

IIT-Graduierte forschen bei der NASA, sie arbeiten zu Tausenden im kalifornischen Silicon Valley. Unternehmen wie United Airlines, McKinsey, Citigroup und Vodafone wurden oder werden von IIT-Absolventen geleitet.

International gelten die IIT als Anomalie, als Dritte-Welt-Hochschulen, die amerikanischen Eliteuniversitäten den Rang ablaufen. Die britische Zeitung „The Times“ führt den IIT-Verbund in ihrer globalen Rangliste der technischen Universitäten an dritter Stelle, nur hinter dem Massachusetts Insti-

tute of Technology (MIT) bei Boston und der University of California in Berkeley, und zum Beispiel vor dem Imperial College London, Caltech und der ETH Zürich.

IM WOHNHEIM gegenüber der Fabrikhalle, einem großen Riegel aus unverputztem Beton, rahmt abends jede der offenen Türen ein ähnliches Bild: drei bis vier Jungen, die im Schein funzeliger Energiesparlampen lesen. Am Ende des Balkons sprühen Funken durch die Nacht, der Stromanschluss des Hauses ist ein Kabel, das über eine öffentliche Leitung geworfen wurde. Das Zimmer, das sich Pranav und Ritesh mit zwei anderen Jungen teilen, wird fast ganz von Bettgestellen ausgefüllt. Als Ritesh einen Haufen von Hosen, Unterhemden und Stapel von Büchern gegen die Wand schiebt, um Platz auf den Matratzen zu schaffen, streift er ei-

nen Chemieband mit dem Fuß. Sofort fährt er mit der Hand zur Stirn und berührt dann das Buch – ein Reflex. Geschriebenes ist heilig in Indien.

Ein Kalender ist der einzige Schmuck an den hellblau gestrichenen Wänden; darauf haben die Jungen den 13. April markiert. Den Prüfungstag. Für Pranav und Ritesh ist es die letzte Chance. Im Vorjahr hatten sich beide parallel zum indischen Abitur auf den IIT-Test vorbereitet – und waren an ihm gescheitert.

Die Tage vergehen im stets gleichen Rhythmus. Um sechs Uhr sind die meisten der Super30-Stipendiaten schon wach. Putzen sich auf den Balkonen die Zähne, schauen den Schweinen zu, die den Müll vor der Schule durchwühlen. Um acht schleppt ein kleiner Junge Metalldosen heran, gefüllt mit Brotfladen, Linsensuppe, Gemüse: das Frühstück. Dann lernen die Super30 bis zum Mittagessen, das wiederum aus Brotfladen, Linsensuppe und Gemüse besteht.

Kurz vor 16 Uhr erreicht der Lehrer Anand Kumar die Schule in einem Kleinwagen, in den sich ein Polizist mit Maschinenpistole gezwängt hat. Auch vor Kumars Haus steht ein bewaffneter Wärter, und jeder in seiner Familie, erzählt der stämmige Mann fröhlich, besitze einen Waffenschein. Zweimal schon ist Kumars Schule überfallen, einmal dem Wächter ein Messer in den Bauch gerammt worden.

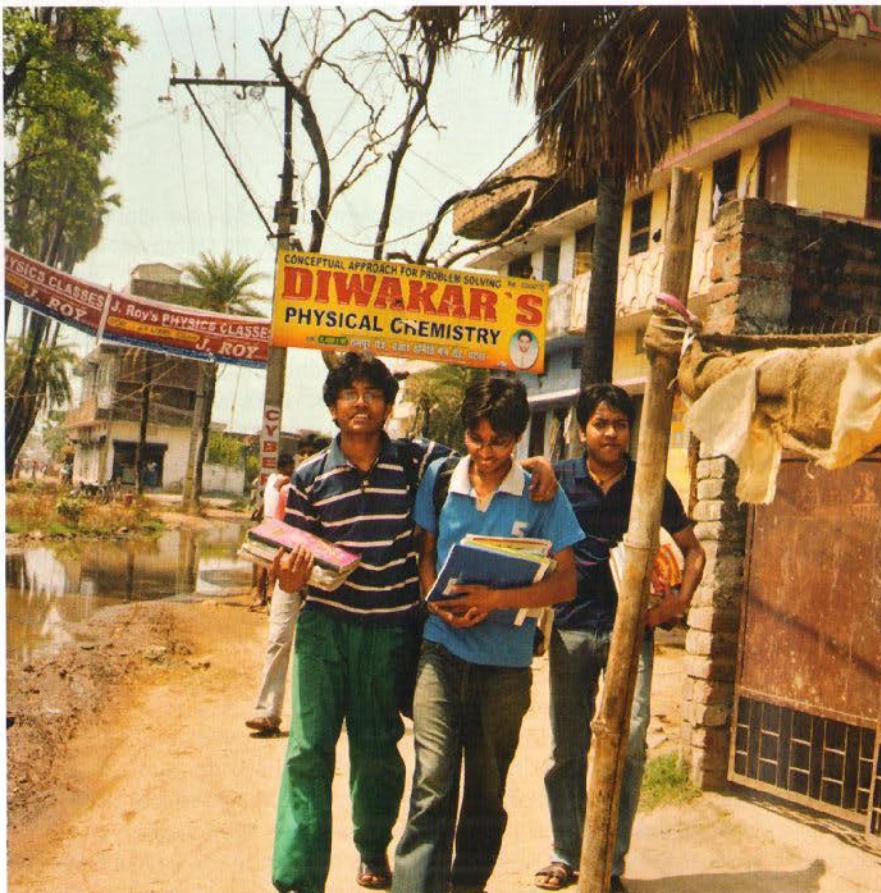
Wieso? Nachhilfe ist ein großes Geschäft in Patna. Viele seiner Konkurrenten nähmen es ihm übel, sagt Kumar, dass er die 30 Jugendlichen kostenlos unterrichte.

Tatsächlich sind nahezu alle Straßen der Stadt von Bannern überspannt, auf denen für Nachhilfe in Physik, Chemie oder Biologie geworben wird, und verheißen Poster auf Brückepfeilern: „Get an American Accent!“ oder „Learn CAD+ the easy way“. In der 1,4-Millionen-Stadt am Ganges ist Bildung die einzige Wachstumsindustrie: Sie ist der Fluchtweg.

Wie schmal der ist, zeigt sich beim Unterricht ganz körperlich. Derart eng sitzen die Schüler in den Bankreihen der Fabrikhalle, dass sie die Schultern verdrehen müssen, um schreiben zu können. Aus Lautsprechern tönt Kumars Stimme, ein melodischer Schwung Hindi, in dem englische Begriffe funkeln: „Function of, hyperbolic, power of n.“

Manchmal macht der 41-Jährige einen Witz, dann wogt ein Lachen durch die Bankreihen. Sonst aber ist es in der Halle so leise wie in einem deutschen Klassenzimmer – nach Schulschluss. 500 Jugendliche, kein

Auf dem Weg zur Schule passieren Ritesh Ranjan und seine Freunde Banner, auf denen für Nachhilfeunterricht geworben wird. In Patna ist die Vorbereitung auf Universitätstests die einzige Wachstumsindustrie





Mit 18 Jahren hat Pranav noch nie Alkohol getrunken oder ein Mädchen geküsst. Er hat sich ganz dem Lernen verschrieben. Unter der Woche lebt er im Heim der Ramanujan School, wo er sich mit Ritesh und zwei anderen Jungen ein Zimmer teilt. Mit einem Moskitonetz hat er sich dort zwei Quadratmeter Privatsphäre geschaffen

Mucks. Und als Kumar ruft, die nächste Aufgabe müsse unbedingt beantworten, wer aufs IIT möchte, beugen sich die Köpfe besonders tief.

An diesem Abend knackt die kleine Gruppe der Super30-Stipendiaten Probleme, die der Lehrer einem Buch der Russischen Mathematik-Gesellschaft entnimmt. Auch die American Mathematical Society schickt Literatur für die hochbegabten Inder. Kumar feuert diese an: 28 der Super30 hätten im Jahr zuvor die Aufnahme bestanden, diesmal müssten es unbedingt alle schaffen. 100 Prozent Erfolgsquote! An einem anderen Tag erzählt er den Schülern, dass sie am Prüfungstag ihr „globales Maximum“ erreichen werden: Niemals vorher und niemals danach werde so viel Wissen in ihren Köpfen stecken. Das Licht im Wohnheim löschen die Jugendlichen meist erst gegen ein Uhr.

TAGSÜBER BRICHT DAS GEKLINGEL von Riteshs Mobiltelefon die Stille im Zimmer. Drei- oder viermal täglich ruft seine Mutter an, manchmal sprechen sie eine halbe Stun-

de lang. „Meine Mutter“, sagt Ritesh, „ist meine beste Freundin. Sie gibt mir Kraft.“ Sie hat ihm seine Bücher weggenommen, Gespensterromane und Comics, damit er sich besser konzentriere. Im Gegenzug hat sie ihm einen MP3-Player geschenkt, er löst Mathematikprobleme besser, wenn er Musik dabei hört. Seine Freunde, erzählt Ritesh, hänselten ihn, weil er so viel Zeit mit seiner Mutter verbringe, aber das sei ihm gleichgültig. Er ist 18 Jahre alt, wie Pranav, und war noch nie ohne seine Mutter im Kino.

Jede Woche reist diese aus dem drei Zugstunden entfernten Buxar an und bringt ihrem Sohn Wäsche und Lebensmittel. Dann sitzt sie im Schneidersitz zwischen den Jungen auf dem Bett, eine drahtige Frau mit flinken Augen, deren Lachen noch von der Straße aus zu hören ist. Sie nimmt Ritesh in den Schwitzkasten, einem anderen Jungen boxt sie auf den Oberarm und verspricht, ein Mädchen für ihn zu finden, wenn er nur die Prüfung bestehe: Einen IIT-Ingenieur als Schwiegersohn zu haben, sei schließlich der Traum jeder Familie.

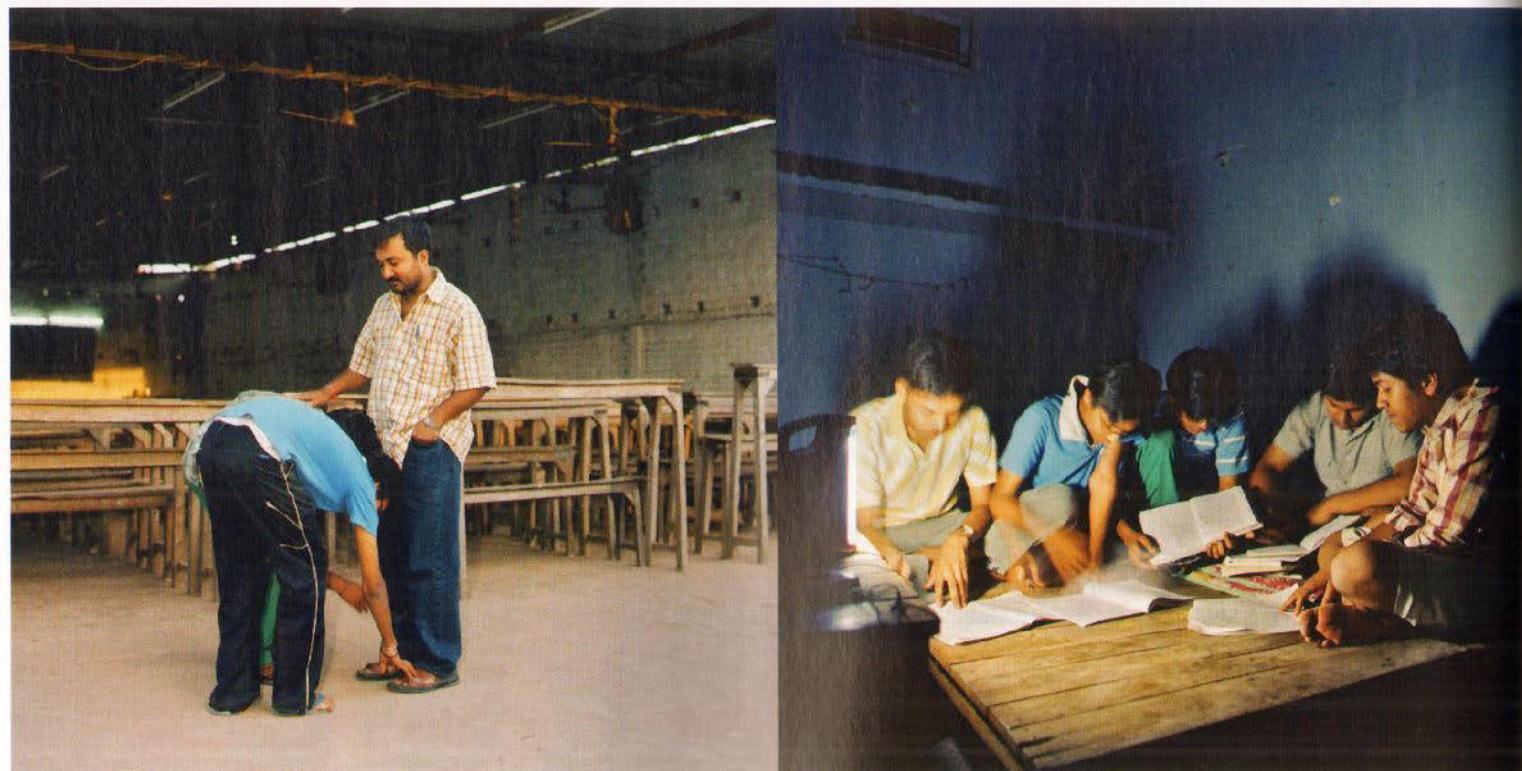
Beim Abschied berühren Ritesh und seine Freunde die Füße der Mutter. Sie lacht und wedelt die Jungen mit den Händen fort.

Auf die Frage, ob seine Mutter auch für ihn eine Frau aussuchen werde, errötet Ritesh. Wenn er sich an der Universität verliebt, würde das „so eine Art Situation ergeben“, windet er sich, weil seine Mutter sicher sehr bestimmte Vorstellungen davon habe, welche Frau er heiraten sollte, aber Gott werde ihm helfen ... Die anderen im Zimmer krümmen sich vor Lachen, Ritesh schlägt mit dem Handtuch nach ihnen.

Manchmal, wenn sie kurz die Bücher sinken lassen, diskutieren die Freunde über die Zeit nach dem Studium. Google suche für seine indische Dependance IIT-Absolventen mit Wirtschaftskenntnissen, hat Ritesh gelesen. Auch das Einstiegsgehalt wurde genannt: 200 000 Rupien pro Monat, umgerechnet 3000 Euro.

Sie lassen die Zahl lange in ihren Köpfen nachklingen. Riteshs Vater ist Beamter, Pranavs Vater ist Lehrer. Am Ende ihres langen Arbeitslebens verdienen die Väter

Ritesh Ranjan und ein Mitschüler berühren die Sandalen von Anand Kumar, dem Leiter der Ramanujan School. Selbst noch deine Füße, soll diese Geste besagen, stehen über unseren Köpfen. Fällt nachts wieder einmal der Strom aus, lernen Kumars beste Schüler, die »Super30«, im Schein von Batterielampen. Noch 76 Tage bis zur Prüfung



zwischen 3000 und 4000 Rupien im Monat, 45 bis 60 Euro.

„200 000“, sagt Ritesh, „und das als Anfänger.“ Sollte er jemals derart viel Geld verdienen, will er eine Klinik für Krebskranke bauen. Seine Großmutter ist im Jahr zuvor an dieser Krankheit gestorben.

JEDEN NACHMITTAG stiehlt sich Pranav für zwei, drei Stunden nach Hause. In einem düsteren Wohnblock nahe dem Obstmarkt leben seine Eltern in einer Zweizimmerwohnung. In einer Ecke steht ein Schreibtisch für Pranav, gerade groß genug, um ein Buch, ein Federmäppchen und ein Glas Wasser zu tragen. An der Wand hängen die Abbildung des Periodensystems der Elemente, eine Liste mit chemischen Formeln und das Bild von Abdul Kalam, der bis Mitte 2007 Präsident Indiens war.

Kalam stammt aus einer armen muslimischen Fischerfamilie, er studierte Luftfahrttechnik, wurde Leiter des indischen Raketenprogramms und hatte schließlich fünf Jahre lang das höchste Staatsamt inne. Wäh-

rend seiner Amtszeit bestand Kalam darauf, jeden Tag eine Schulklasse zu treffen, ob im Palast oder auf Reisen. Und so hat auch Pranav einmal vor dem Präsidenten gestanden. Dessen Buch „Ignited Minds: Unleashing the Power within India“ (Entfachter Geist: die Kraft entfesseln, die in Indien steckt) hat er mehrmals gelesen.

Es ist die Vision, wie sich das Land bis zum Jahr 2020 von der Armut befreien werde: durch eine Bildungsrevolution, die Indien zur intellektuellen Supermacht macht. Zum Exportweltmeister für Wissen. Zum Großhirn der Globalisierung.

Als Lehrerkind durfte Pranav eine Privatschule besuchen, an der sein Vater unterrichtet – mit Büchern, deren Inhalt und deren Englisch noch aus der Kolonialzeit stammen. Auch das indische Schulsystem mit seiner Zweiteilung in staatliche und private Schulen orientiert sich am britischen.

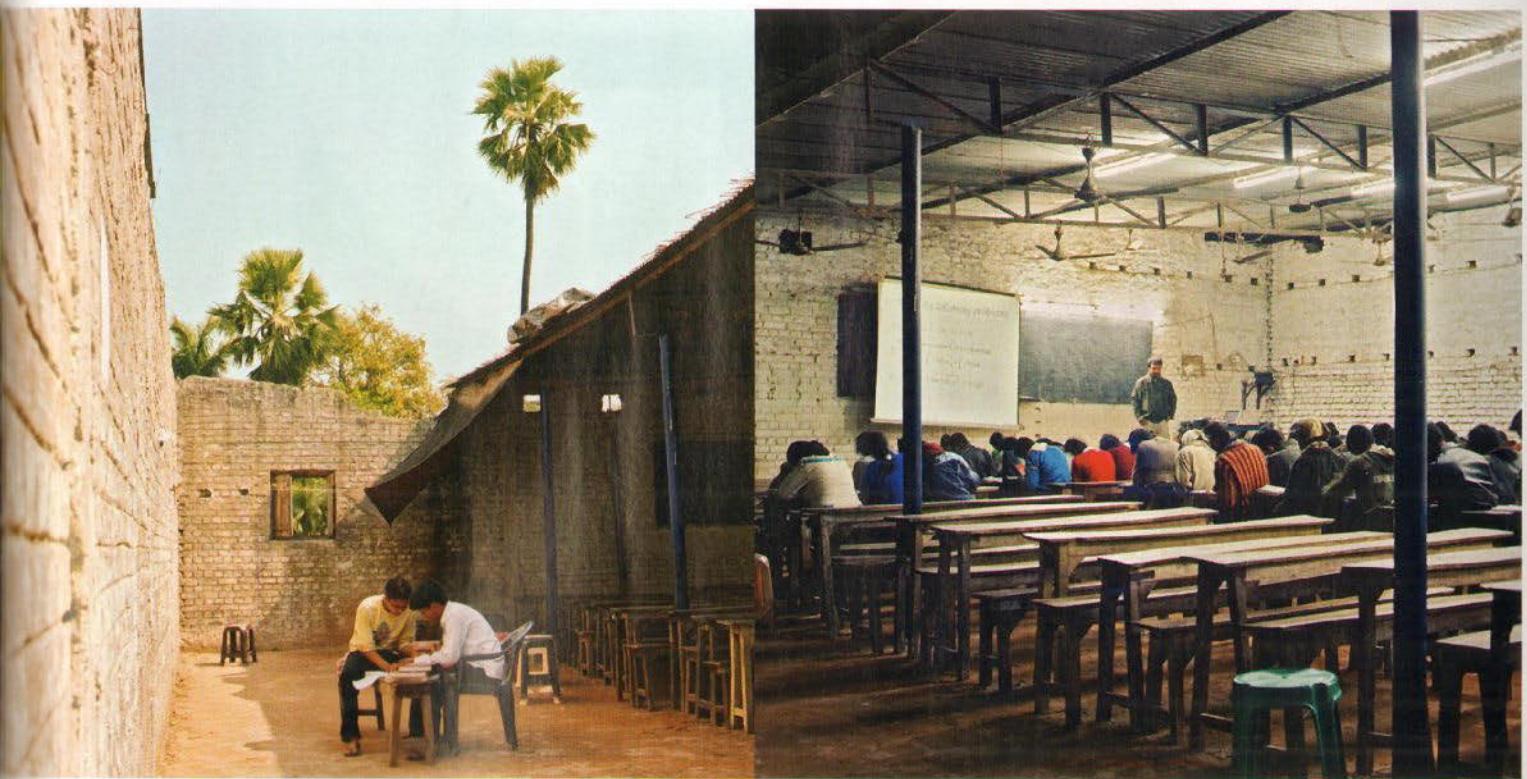
Pranavs Secondary School endete mit der achten Klasse. Weil seine Eltern eine weiterführende Privatschule nicht bezahlen konnten, schrieb er sich auf einer staatlichen

Oberschule ein; den Unterricht hat er aber nie besucht: „Wenn du ernsthaft lernen möchtest, studierst du zu Hause“, sagt er. Er betrat die Oberschule nur ein einziges Mal: zur Abschlussprüfung. Und bestand als Jahrgangsbester.

Der Weg zurück zum Wohnheim der Super30 führt an schwelenden Haufen von Bananenstauden und Abfall vorbei; an Hütten aus Palmwedeln, vor denen nackte, unterernährte Kinder im Staub spielen. Patnas Elend ist überwältigend, sogar für Inder. Pranav schreitet schneller aus, presst die Lippen zusammen, bis er sich erschöpft an einen Laternenpfahl lehnen muss. „All diese Leute sind Analphabeten“, sagt er leise, „sie wissen nichts von ihren Rechten.“ Er macht eine Pause. „Ich denke, ich kann ihnen helfen.“ Darum möchte er das IIT besuchen.

ANDERTHALB MONATE noch bis zur Prüfung. In einem Neubau am Stadtrand von Bangalore öffnet Giridhar einen Kleiderschrank, in dem Stapel von Büchern zu sehen sind: „Mathematics for IIT“, „Chemistry

Miteinander im Gegeneinander: Seine 29 Mitstipendiaten bezeichnet Ritesh als Freunde, und er hilft ihnen, wo er kann. Aber sie sind auch seine Konkurrenten. Nach den wöchentlichen Übungsprüfungen hängt der Lehrer Anand Kumar Listen aus, von Rang eins bis 30, damit jeder der Super30 den Leistungsstand aller kennt



REGISTRIERNUMMER: 16070415
NAME: Giridhar Nayak | ALTER: 18 Jahre | WOHNORT: Bangalore
STUDIENWUNSCH: Elektrotechnik | BERUFSZIEL: Unternehmer

Überall in Bangalore ist Giridhar Nayak von Monumenten des Erfolgs umgeben: Futuristische Bauten wie das Konferenzzentrum von »Infosys« prägen das Stadtbild. Der Softwarekonzern wurde 1981 von vier IIT-Absolventen gegründet. Nach Abschluss seines Studiums würde Giridhar gern bei Infosys arbeiten, um Erfahrungen für den Aufbau einer eigenen Firma zu sammeln



3.0", Physikbücher für das zweite Studienjahr an britischen Hochschulen. Kein einziger Roman ist darunter. Der Wind weht heiß und feucht durch die offenen Fenster, eine Trauerkapelle zieht mit Trompetengeträll durch die staubige Gasse.

Auf einem Kalender kontrolliert Giridhar das Penum, das er diese Nacht schaffen muss, dann legt er eine CD der deutschen Hardrock-Band „Rammstein“ ein. Nicht, weil er die Musik mag. Im Gegenteil. „Musik, die dir gefällt, lenkt dich ab.“ Der Lärm soll ihn wach halten.

Denn Giridhar hat Angst.

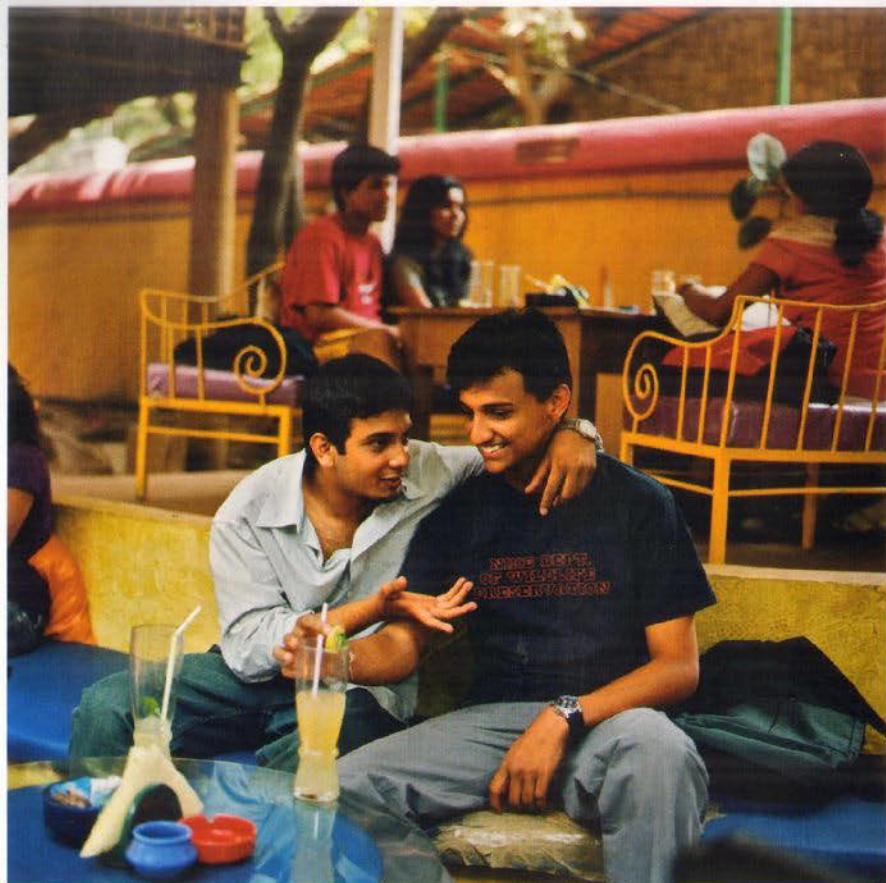
Angst, dass ein anderer, in einer anderen Stadt, an diesem Abend ein oder zwei Stunden länger lernt als er. Und dieser andere, sagt Giridhar, wird Angst haben, dass anderswo jemand noch länger arbeitet. „Es ist wie ein Wettrennen mit 300 000 Leuten. Es kommt nicht darauf an, gut zu sein, du musst besser sein als die anderen.“

Bei einem landesweiten Übungstest hat Giridhar ein „All India Rank Potential“, ein wahrscheinliches Ergebnis zwischen Platz 17 und 25 erreicht. Aber Wissen, sagt Giridhar, ist keine Garantie für den Erfolg. Die Prüfung ist Nervensache, jede falsche Antwort wird mit Minuspunkten bestraft. Eine einzige Sammelfrage, die mit sechs Punkten bewertet wird, falsch angekreuzt, schon fällt man 3000 Plätze auf der Rangliste zurück. Das sei der eigentliche Test: Wie viel Druck kann einer aushalten?

Jeden Tag, wenn er den Bus in die Stadt nimmt, hat Giridhar seinen Traum vor Augen: Die Sieben-Millionen-Metropole Bangalore ist die Zukunft Indiens. Wie ein Spalier säumen Baukrane die Straßen und Hochhäuser, an denen Schilder prangen: Siemens, Dell, Intel, Microsoft. Und natürlich „Infosys“, 1981 von vier IIT-Absolventen mit 250 US-Dollar gegründet. Inzwischen beschäftigt die Vorzeigefirma 91 000 Menschen weltweit und erwirtschaftet mehr als vier Milliarden Dollar Gewinn.

Giridhar und seine Freunde tragen keine Hemden aus Polyester und keine Bundfaltenhosen wie Pranav und Ritesh in Patna, sondern Jeans und T-Shirts. Sie reden sich mit „dude“ (Kumpel) an, und nach dem Nachhilfeunterricht hängen sie manchmal noch ein paar Minuten auf der Terrasse der „Coffee Day“-Filiale herum, schauen sich Cricket-Videos auf den Plasmabildschirmen an und hören Loungemusik.

Doch wenn seine Freunde Cappuccino bestellen, die Tasse zu umgerechnet einem Euro, bittet Giridhar den Kellner um ein Glas Leitungswasser. Die St. Joseph's Boys



Giridhars Freund Krishna (l.) möchte ebenfalls Elektrotechnik studieren – in den USA. Wer sich auf die IIT vorbereite, stöhnt er, der habe kein Leben mehr. Krishnas Eltern arbeiten im Ausland: in London und in New Jersey

High School, die so berühmte Absolventen hervorgebracht hat wie den Gründer des Online-Dienstes Hotmail.com, konnte er nur dank eines Stipendiums besuchen. Die Laufhose, in der er den Schulrekord über 110 Meter Hürden aufstellte, hatte er von einem Freund ausgeliehen.

Beim großen indischen Bildungsmarathon ist Giridhar von einem der hintersten Plätze gestartet.

Vor mehr als 30 Jahren zog sein Vater aus einem kleinen Dorf an der Küste nach Bangalore, um ein Versprechen zu erfüllen, das er seinen Eltern gegeben hatte, nämlich dass eines seiner Kinder Arzt werde, eines Ingenieur und eines Beamter. Die Schule im Dorf aber war nur eine Lehmhütte, ohne Fenster, ohne Türen und die meiste Zeit ohne Lehrer. In Bangalore jobbte Giridhars Vater für eine Spedition, bis er genug Geld

hatte, um einen zerbeulten Kleinlastwagen anzuzahlen.

Jetzt, kurz vor Anbruch des Monsuns, trifft Giridhar seinen Vater fast nie. Bevor der große Regen einsetzt, wollen viele umziehen, renovieren oder heiraten. Kaum ein Abend, an dem der Vater vor Mitternacht nach Hause kommt, kaum ein Tag, an dem er nicht nach vier, fünf Stunden Schlaf wieder hinter dem Steuer sitzt, auch sonntags.

Aber der Vater hat sein Versprechen gehalten: Seine älteste Tochter arbeitet als Ingenieurin, die zweitälteste schiebt als Ärztin Nachschichten in einem Krankenhaus, die dritte forscht als Assistentin an einer Universität, eine studiert.

Und Giridhar? Als Junge, erzählt er, fuhr er oft bei seinem Vater mit. Er steckte den Kopf aus dem Autofenster und schaute den Wassertropfen zu, die von den Reifen nach

oben geschleudert wurden. Und freute sich: „Die Natur ist so perfekt. Alles läuft nach Gesetzen ab.“

Bei der ersten Physikaufgabe, die ihm sein Nachhilfelehrer gab, sollte er die Höhe berechnen, in der ein Schmutzfänger hinter einem Lastwagenreifen befestigt werden muss. Giridhar nahm es als gutes Omen.

Die Eltern haben alle fünf Kinder auf Privatschulen geschickt, in denen ausschließlich auf Englisch unterrichtet wurde. Die IIT-Vorbereitung für Giridhar kostet sie 20 000 Rupien pro Jahr, mehr als 300 Euro. Sie haben ihrem Sohn einen Computer gekauft und sind nur deshalb einst umgezogen, damit Giridhar einen kürzeren Busweg zur Schule hat.

80 oder 90 Prozent ihres Einkommens geben die Eltern für die Bildung ihrer Kin-

der aus. „Natürlich“, sagt Giridhar, „werden meine Eltern enttäuscht sein, wenn ich die Prüfung nicht schaffe. Aber sie hoffen für mich, sie setzen mich nicht unter Druck.“

Das macht er selbst.

Wie viele andere auch. In den Monaten vor den Zulassungsprüfungen für die Colleges häufen sich in den Zeitungen die Meldungen über Schüler, die sich von Dächern gestürzt oder Gift geschluckt haben. Oder wie jene aus Delhi, wo ein Junge seine Mutter mit einem Hammer erschlug. Sie hatte ihm wegen der IIT-Prüfung das Leben zur Hölle gemacht, wie er der Polizei erzählte.

12. APRIL. Der Tag vor der Prüfung. Im Wohnheim der Super30 löffelt Pranav kurz nach Sonnenaufgang Linsensuppe und murmelt mit geschlossenen Augen chemi-

sche Formeln. Sein Freund Ritesh wippt im Schneidersitz auf dem Bett vor und zurück, während er langsam durch ein dickes Physikbuch blättert.

Wollten sie nicht schon am Tag zuvor mit dem Lernen aufhören?

„Ich lerne nicht“, sagt Ritesh, „ich schaue mir nur an, was ich weiß.“ Er sei jetzt wie ein Computer: „Ich habe meinen Geist nicht ausgeschaltet, er ist nur im Ruhezustand.“

Am Abend besucht der Physiklehrer die Jungen, versammelt sie im Vorhof der Schule um sich. Wie berechnet man die Schwerkraft, wenn man nur ein Thermometer besitzt, ein Maßband und eine Uhr? 30 Augenpaare blicken fragend. Thermometer? Maßband? Uhr?

In der Schule erzielt man die besten Noten durch Auswendiglernen und Wiederkäuen, weiß Ritesh. Der IIT-Aufnahmetest ist anders. Dort werden überraschende Lösungen verlangt, die Schüler müssen ihr Wissen auf völlig neue Bereiche anwenden. Und so rasen jetzt 30 Gehirne: Welche Beziehung gibt es zwischen Dichte und Schwerkraft? Müssen die Hauptsätze der Thermodynamik angewendet werden?

Der Physiklehrer grinst: Man nehme das Thermometer, lasse es aus einem Meter Höhe fallen und messe mit der Uhr die Zeit bis zum Zersplittern auf dem Boden.

Dann fällt wieder der Strom aus.

Ritesh und ein halbes Dutzend Super30-Schüler klettern aufs Dach. Sie blödeln herum. Einer imitiert den Akzent des Mathematiklehrers Kumar, ein anderer spielt „betrunkene“. Er torkelt hin und her, fuchtelt mit den Armen. Aber haben sie überhaupt schon einmal Alkohol getrunken? Die 18- und 19-Jährigen schütteln erschrocken den Kopf. Und Mädchen? „IIT ist unser Liebling“, stammelt einer verlegen.

1600 Kilometer weiter südwestlich legt Giridhars Mutter ihren Arm um den Sohn, befiehlt ihm: „Schlaf endlich!“ Tagsüber hatten die Lehrer des Nachhilfe-Instituts im Stundenrhythmus angerufen, um sicherzustellen, dass Giridhar nicht lernt, sondern sich entspannt. Er musste ihnen erzählen, welches Fernsehprogramm lief – die Lehrer kontrollierten es, indem sie denselben Kanal einstellten.

SONNTAG, 13. APRIL. Der Prüfungstag. Pranav Anands Vater kommt gegen sechs Uhr morgens ins Wohnheim. Er hat einen Tontopf mit Joghurt dabei – Joghurt, glauben indische Eltern, fördert die Konzentration. Pranav hat scharfe Falten in seine Hose

Jeden Morgen versammeln sich die Schüler der St. Joseph's Boys High School zum Appell. Uniform wie Lehrplan der Elite-Anstalt sind britisch geprägt. Der Stipendiat Giridhar Nayak schloss hier als Jahrgangsbester ab





Am liebsten trägt Madhumitha Vaidyanathan Sportkleidung. Basketball, Kugelstoßen, Cricket – in vielen Disziplinen hat sie Medaillen gewonnen. Sie ist eines der wenigen Mädchen, die sich für die IIT bewerben. Und gibt sich gelassen für den Fall, dass sie es nicht schaffen wird: »Bill Gates hat auch nie ein IIT besucht!«



Wenn in Patna die Hitze nachlässt, lernt Chandan Srivastava auf dem Dach des kleinen Tempels, den seine Großmutter auf dem Mehrfamilienhaus hat errichten lassen. Vor der Prüfung wird sein Vater darin ein Opferritual abhalten. Für Chandan ist das kein Gegensatz: »Irgendwo hört die Physik auf, und die Metaphysik beginnt«

gebügelt, der Vater steckt ihm ein paar Rupien für die Rikscha zu.

Wie eine Pilotin vor dem Start geht Riteshs Mutter die Dinge durch, die ihr Junge mitnehmen muss: Bleistift? Radiergummi? Der Prüfausweis? Sie küsst ihn auf die Stirn, und Ritesh verschwindet in einer Kammer, zieht die Schuhe aus, steigt auf einen Tisch, über dem ein Bild von Saraswati hängt, der Göttin des Lernens. Er presst die Handflächen aneinander, hebt sie zur Stirn. Zwei Minuten bleibt er Auge in Auge mit der Göttin stehen.

Dann stürzt er zum Taxi, das ihn zum Testzentrum, einer Grundschule, bringt.

AM ABEND, kurz vor 18 Uhr, in der aufgelassenen Fabrikhalle in Patna. Die Jungen scharen sich in den Bänken zusammen, gehen Lösungen durch, stöhnen auf, schlagen sich an die Köpfe, lachen.

Ritesh hat mehr als zwei der ersten drei Stunden mit dem Lösen der Mathematikaufgaben zugebracht. Zeit, die ihm später bei den Chemie- und Physikfragen fehlt.

„Ich hab mit meinem Leben gespielt.“

Dann kommt Pranav, blass im Gesicht, müde. Eigentlich müsste er sofort ins Bett.

In den vergangenen fünf Tagen haben die Jungen fast nichts gegessen, jetzt nagt der Hunger, doch als sie sich geeinigt haben, wer für ein Essen die Rechnung übernehmen wird, ist es schon nach Mitternacht. In einer Breterbude für Fernfahrer ergattern sie noch ein paar Softdrinks. Mit den Flaschen in der Hand stehen sie neben der vierstrigen Straße, auf der Scheinwerfer gelbe Zylinder in den Staub schneiden. Und wissen nicht, ob dies der erste Tag ihres neuen Lebens war – oder der Tag, an dem die Zukunft an ihnen vorbeigerauscht ist.

Was wollten sie alles tun, wenn die Prüfung vorbei ist! Ins Kino gehen! Cricket spielen! Schlafen!

Am Tag nach der IIT-Prüfung melden sich Pranav und Ritesh bei einem Computerzentrum an, um die Programmiersprache „C“ zu lernen. Der Kurs beginnt am Nachmittag.

In Bangalore holt Giridhar schon die Bücher für die Aufnahmeprüfung der Ingenieurshochschulen im Bundesstaat Karnataka hervor. Sie findet drei Tage später statt, eine weitere Woche später geht es um die landesweite. Giridhar lernt, obwohl er weiß, dass er diese Prüfungen locker schaffen wird.

DIE PRÜFUNGSERGEBNISSE der IIT werden am 30. Mai veröffentlicht, auf einer Internetseite, die stundenlang überlastet ist: 311258 Jugendliche haben den Test ge-



Drei Jahre lang hat sich Chandan auf die IIT-Prüfung vorbereitet. Schon Tage vor dem Test kann er kaum noch etwas essen, zur Sorge seiner Mutter. Als alles überstanden ist, erzählt Chandan später, fühlt er eine riesige Leere

schrieben, fast 20 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Sie tippen ihre Registriernummern ein, wieder und immer wieder, bis endlich das Ergebnis aufleuchtet.

Giridhar, der im Probetest unter den ersten 25 gelandet war, hat es nur auf die Reserveliste geschafft. Er erfährt es im Büro der Internetfirma Guruji.com, bei der er gerade ein Praktikum macht. Wortlos packt er seine Sachen.

In Patna beugen sich die Super30 über den alten PC im Schlafzimmer ihres Lehrers Anand Kumar.

Ritesh, der mit einem Platz unter den ersten 1000 gerechnet hatte, belegt Platz 6430 – gerade noch geschafft. Doch mit diesem Ergebnis kann er nur eines der wenig beliebten Fächer studieren: Bergbau oder Papierherstellung vielleicht, nicht aber Informatik.

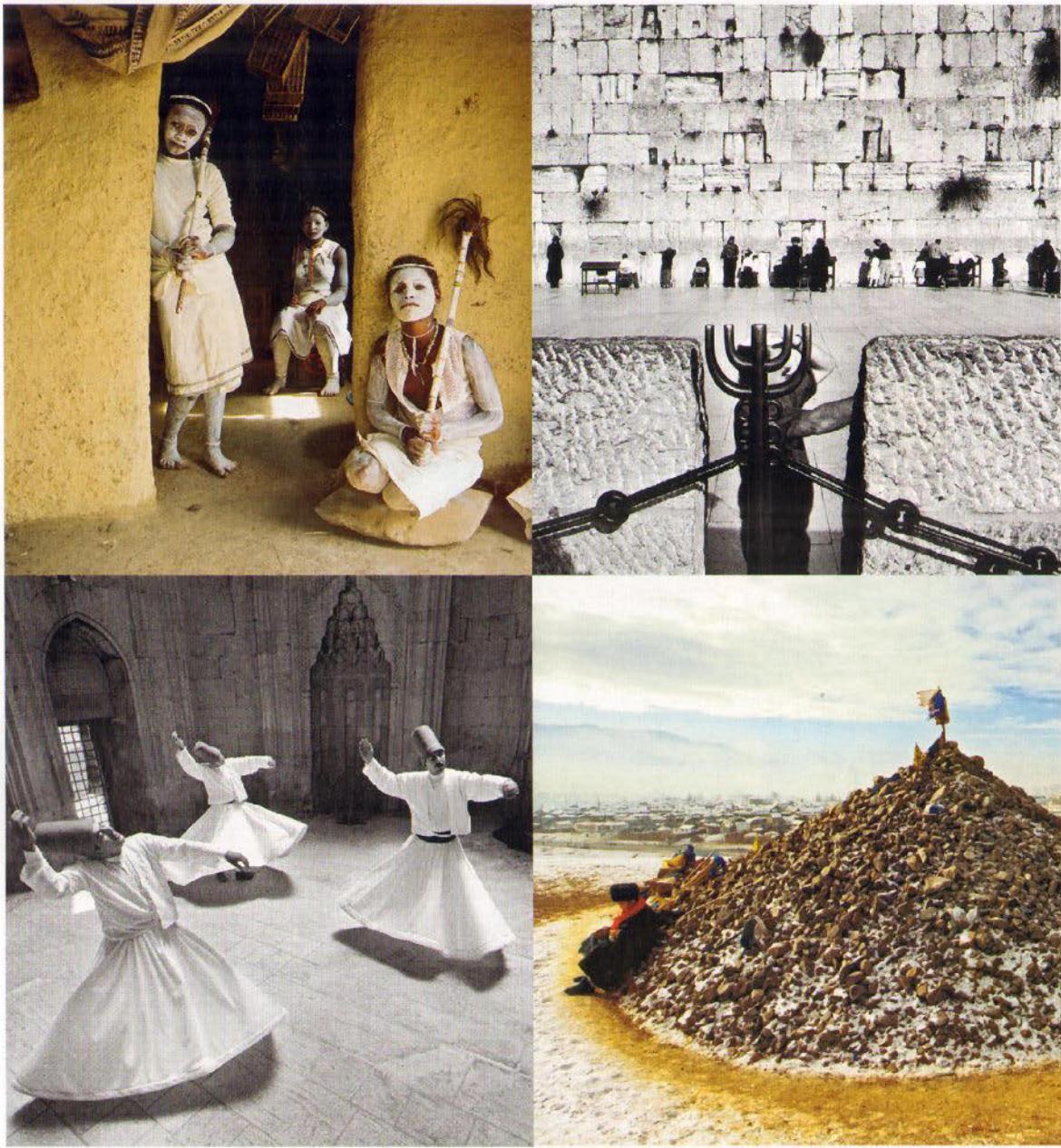
Pranav schneidet etwas besser ab: Rang 5546.

Zum ersten Mal haben alle Super30 die Aufnahmeprüfung bestanden. Die Zimmer der Jungen im Wohnheim sind schon wieder belegt. 10 000 Bewerbungen, berichtet Kumar, habe er für sein nächstes Super30-Programm erhalten. Er möchte auf „Super100“ aufstocken.

Der Finanzminister, ein Harvard-Absolvent, hat 2008 bekannt gegeben, dass die indische Regierung das Budget für Bildung um 20 Prozent erhöhen wird. Weitere IIT-Dependancen sollen entstehen. Eine der Ersten davon in Patna. □

GEO-Redakteur FLORIAN HANIG ist froh, dass seinen Söhnen ein indischer Bildungs marathon erspart bleibt. Indien ist ihm sehr vertraut: Die Familie seiner Frau wohnt in Bangalore. Madhumitha (Seite 199) und Chandan (Seite 200), erfuhr er später, haben nicht bestanden.

VORSCHAU



»So glaubt der Mensch«: GE0thema 03 erscheint am 23. November 2012

BILDNACHWEIS

ANORDNUNG IM LAYOUT: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

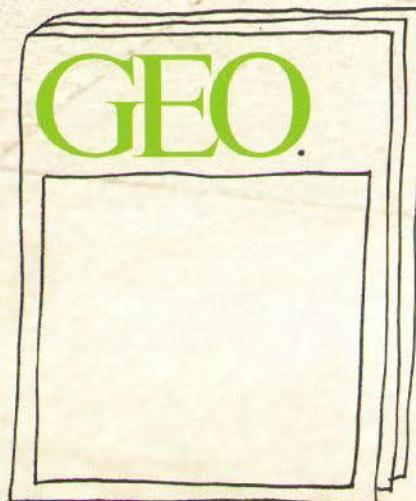
TITEL: Julie Blackmon | **SEITE 3:** Lia Daries | **SEITE 4:** Anna Neumann/laif, Ronald Frommann/laif, Andrea Künzig/laif; o.; **SEITE 5:** Gabriele Galimberti/Riverboom: o. l.; Brian Sokol: o. r.; Anna Skladmann: o. m.; Hellen van Meene: o. m.; **SEITE 6:** o. von l. nach r.: Ronald Frommann/laif, Julie Blackmon; Sorous Mirzaei, Harald Schmitt/Stern; u. von l. nach r.: Andrea Diefenbach/Agentur Focus, G.M.B. Akash; u. l.; Anne Schönharting/Ostkreuz; u. r. | **SEITE 7:** o. von l. nach r.: Ronald Frommann/laif, Julie Blackmon; Isadora Tast/laif; u. r. | **MENSCHENKINDER:** Seite 9: Andrea Künzig/laif; o.; Ronald Frommann/laif; m.; Anna Neumann/laif; u. l.; Sibylle Bergemann/Ostkreuz; Seite 24–25: Stephanie Sinclair/VII | **ZEIGE MIR, Womit du spiels:** Gabriele Galimberti/Riverboom: 26–39 | **DER ERSTE SCHULTAG:** Mark Leong: 40–41; Harald Schmitt/Stern: 42–43; Heidi Levine/Sipa Press: 44–45; Brian Sokol: 46–47; Daniel Silva: 48–49; Markus Bühler-Rason: 50–51 | **DEN KINDERN GEHT ES FANTASTISCH:** Simeon Johan: 52–53; Thierry Bouet/Sipa Press: 54–55; Delphine Chanel: 56; Donna Pincley: 57; Sophie Kniffi: 59; Angelika Sher: 60; Julie Blackmon: 61–62, 65–66; Christian Grund: 64; Zeichnung: Fachgebiets Entwicklung und Kultur, Universität Osnabrück: 68 | **DER TRAUM VOM REICHEN NORDEN:** Janet Jarman: 70–91 | **KINDHEIT HINTER DEN BERGEN:** Mohammad Golchin: 91–105 | **GANZ WIE DIE ELTERN?** Anna Skladmann: 106–119 | **BRAUT WIDER WILLEN:** Stephanie Sinclair/VII: 121–141 | **LAND OHNE ELTERN:** Andrea Diefenbach/Agentur Focus: 142–153 | **PUBERTÄT: DIE ZWEITE GEBURT:** Hellen van Meene: 154–156, 166–167; Zoltan Jokay: 157, 163; Ari Versluis & Ellie Uyttenboek: 159, 160, 164; Isadora Tast/laif: 152, 168–169; Emely Corbis: 171 | **ZUR ARBEIT GEBOREN:** G.M.B. Akash: 172–185 | **DIE HÄRTESTE PRÜFUNG DER WELT:** Anne Schönharting/Ostkreuz: 188–201 | **VORSCHAU:** Giorgia Fiorio © 2009 The Gift/Contrasto/Agentur Focus: 202 o. l., u. l.; Daniel Lainé/Cosmos/Agentur Focus: 202 o. l.; Mark Henley/Panos Pictures: 202 u. l.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2012, Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Hamburg, für sämtliche Beiträge.



ICH BIN



Nicht nur hinschauen,
sondern auch was
erheben.

Weißt du, was Verantwortung ist?

Ein  ist nicht ein . Jeder ist einzigartig. Und jede Maserung im  ist anders. Mal durch einen , mal durch einen kleinen . Mit größter Sorgfalt bewahren wir diese Struktur.  für .

Daher produzieren wir bis heute unsere Möbel in  - mit bewährter Handwerklichkeit, moderner Fertigung und viel . So dass kein ,  oder  extra aus fernen Ländern zu uns transportiert werden muss, weder mit dem  noch mit dem . Und all das aus Respekt vor der Natur und für die Zukunft unserer .